

Traumabearbeitung als gesellschaftlich-kulturelle Aufgabe – und als kulturwissenschaftliche und wissenschaftsethische Herausforderung.

Besprechungssessay zu

Bettina Fraisl/Monika Stromberger (Hg.): Stadt und Trauma. City and Trauma.

**Annäherungen – Konzepte – Analysen. Würzburg: Königshausen/Neumann, 2004,
und:**

**Martina Kopf: Trauma und Literatur. Das Nicht-Erzählbare erzählen – Assia Djebar und
Yvonne Vera. Frankfurt a.M: Brandes und Apsel, 2005.**

Harald Weilnböck

Abstract:

Zwei aktuelle Bände geben Anlass für Überlegungen zur kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Psychotraumatologie. Im Bewusstsein der ungenügenden Explikation des ‚kulturellen/kollektiven Traumas‘ werden psychoanalytische Konzepte zur transgenerationalen Weitergabe und sekundären Zeugenschaft erwogen. Der urbanistische Herausgeberinnen-Band wirft brisante stadtgeschichtliche und vergangenheitspolitische Fragen auf, z.B. zu New York nach 9/11, Hiroshima, Berlin, Pforzheim nach dem Weltkrieg sowie zu britischen Städten nach dem IRA-Terror. Kulturwissenschaftliche Arbeiten behandeln so unterschiedliche Autor/innen wie Hofmannsthal, Sebald, Hennings, Keun, Haruki Murakami, Wim Wenders und das Batman-Genre. Die Tragfähigkeit der hermeneutischen Verfahren ist unterschiedlich, der Band als solcher wegweisend. So auch die Monografie über die afrikanischen Autor/innen Vera und Djeba, die die dreigenerationalen Traumawirkungen von Kolonialismus, indigener Tradition und militarisiertem Widerstand nachvollziehen. Die interdisziplinäre Kooperation mit Psychodynamik und qualitativ-empirischer Sozial- und Medienforschung scheint in den Mainstream-Geisteswissenschaften noch außer Reichweite.

Die zwei Stichworte des ersten Titels, Stadt und Trauma, lassen aufhorchen und umspannen ein weites Spektrum an gesellschaftlich relevanten und mitunter brisanten Fragestellungen, die – wie alle unmittelbar an psychosozialen Brennpunkthemen orientierten

Forschungsschwerpunkte – nur in konsequent interdisziplinärer Herangehensweise erfolgreich bearbeitet werden können. Wie eigentümlich, dass die Perspektive ‚großstädtisches Leben und Entstehung sowie Bearbeitung von seelischen Verletzungen‘ nicht schon systematisch besprochen worden war – sie liegt so nahe. Denn die exemplarische Lebensform der Moderne, die Urbanität, ist stets auch von katastrophalen und massiv psychotraumatischen Erfahrungen der Vernichtung und des Terrors begleitet gewesen. Auch stellte Urbanität ohnedies stets eine besondere persönliche Herausforderung an Gestaltungskraft und Resilienz von Städtern und Zuziehenden dar, wie die Großstadtliteratur vom Anfang des vorigen Jahrhunderts vielfältig zeigt (Scherpe 1988). Nicht umsonst resümiert Kaplan in ihrem jüngsten Titel, *Trauma*

Culture: „Trauma is often seen as inherently linked to modernity“ (S. 24). Umso trefflicher ist die Absicht des Bandes, anhand spezifischer Sphären des städtischen Lebens psychotraumatologische Fragedimensionen zu erkunden und die baulichen, erinnerungskulturellen, gedenkpolitischen und psychosozialen Folgen von urbanen Katastrophen und post-katastrophalen Befindlichkeiten in interdisziplinärer Weise zu untersuchen.

Dabei zeigen die Beiträge eindrücklich, wie weitreichend das Erkenntnispotenzial sowie die zeitgeschichtliche und gesellschaftliche Relevanz der psychotraumatologischen Fragedimension ist und wie sehr sie nicht nur klinische, sondern auch spezifisch umrissene sozial- und kulturwissenschaftliche Gegenstandsbereiche betreffen. Es wird freilich auch der nach wie vor bestehende konzeptuelle Differenzierungsbedarf deutlich, der z.B. die noch nicht hinreichend präzise gefassten Begriffe des kollektiven und kulturellen Traumas betrifft und in etwa zeitgleich auch Alexander (Hrsg., 2004) und Kaplan (2005) zu neuerlichen Unternehmen herausgefordert hat. Jedenfalls wirft die Verbindung von zwei in sich bereits „interdisziplinär angelegten Forschungsfeldern – Psychotraumatologie und Stadtforschung“ (Fraisl/Stromberger 2004, S. 9) komplexe und lebensweltnahe soziokulturelle Fragen auf. Umso eindrücklicher lassen sich an Inhalt und Verfahren der einzelnen Beiträge die epistemologischen und auch die wissenschaftsethischen Aspekte nicht nur des Themas selbst, sondern auch der Kultur- und Sozialwissenschaften insgesamt beleuchten, die es aus je unterschiedlichen Interessen heranziehen.

Bettina Fraisl's grundlegende Erörterung der klinischen und theoretischen Voraussetzungen und insbesondere der Grundbegriffe von Trauma und Kollektiv geht von Jovanovic' Feststellung aus, dass die „gesellschaftliche Situierung“ des Begriffs Trauma „nicht nur eine andere Fokussierung, sondern eine gründliche Umdeutung des Konzepts und seiner Anwendungen [verlangt]“ (S. 30). Schon für die individualtherapeutische Perspektive gilt, dass „die Verarbeitung eines Traumas wesentlich vom Umgang der Anderen mit der traumatisierten Person abhängt“ (Fraisl S. 30 mit Fischer/Riedesser 1998, S. 72). Deshalb unterstreichen Fischer/Riedesser dort die Bedeutung von „Schuldankennung, Wiedergutmachung, aber auch [von] Fragen von Sühne und Strafe“.

Diesen interaktiven Zusammenhang hat vor kurzem auch ein Beitrag über den Shoah-Überlebenden und Holocaust-Autor Primo Levi in exemplarischer Weise aufgewiesen. In einem *Psyche*-Sonderheft über Fragen von Trauma, Vergangenheit, Narration und Geschichte zeigt Stephan Braese wie Levi, in Italien lebend, sehr bald nach der Befreiung über die Shoah zu schreiben begann, daraus lindernde Wirkungen für die post-traumatische

Wiederherstellung seiner selbst bezog, jedoch zunehmend auch an den Reaktionen der Deutschen nicht nur interessiert war, sondern ihrer für seine weitere posttraumatische Stabilisierung auch bedurfte. Dass die wenigen Leserzuschriften, die Levi nach dem Erscheinen der deutschen Ausgabe seiner Schriften aus Deutschland erhielt, nicht in der Lage waren, einen in dieser Hinsicht geeigneten „Umgang der Anderen“ mit dem Trauma zu leisten und die Funktion der retrospektiven „Schuldenerkennung“ und „Sühne“ sowie einer entsprechenden ko-narrativen Geschichtsschreibung zu übernehmen, war laut Braese mit dafür verantwortlich, dass Levi – noch lange nach seinem KZ-Aufenthalt – in den Achtzigerjahren in quasi-suizidaler Weise ums Leben kam.

Dass die journalistischen, kulturellen und ästhetischen Auseinandersetzungen, wie sie in den öffentlichen, medialen Diskursen mit dem jeweiligen Traumathema stattfinden, hierfür ebenfalls eine zentrale Bedeutung haben, expliziert Fraisl zwar nicht ausdrücklich, ist den von ihr angestellten Betrachtungen jedoch durchweg implizit. Sie unterstreicht in diesem Zusammenhang auch die Bedeutung von Keilson (1979) grundlegenden Überlegungen über die *nach*-traumatischen Lebensphasen, in denen der bearbeitende Umgang mit der Traumaerfahrung erfolgt, ferner Laub/Felmans Appell (1992) an die allgemeine gesellschaftliche Gesamtverantwortung gegenüber traumatisierten Personen und Gruppen sowie das bei Baer (2000, S. 11f.) diskutierte Konzept der „sekundären Zeugenschaft“ durch Zuhörer und Kunstschaffende, das Baer u.a. von Hartman (2000, S. 36) und Langer (1991) bezieht. Sekundäre Zeugenschaft entsteht, wenn sich Personen durch „Vorstellungskraft und Erinnerung“ – und freilich auch durch indirekte, medialisierte und kulturelle Interaktionen auch und gerade mit fiktionalen Narrativen – mental und diskursiv an der kollektiven Bearbeitung beteiligen. McFarlane/van der Kolks Feststellungen über die Impulse der negativen gesellschaftlichen Reaktion gegenüber Traumathemen und Werner Bohlebers psychoanalytisches Resümee der sozialen und gesellschaftlichen Impulse „der Vermeidung der Konfrontation mit der Realität traumatischer Erfahrung“ (2001, S. 141) ergänzen diese Überlegungen.

Im Bemühen um die Konkretisierung der kollektiven Dimension psychotraumatologischer Phänomene geht Fraisl über auf die psychoanalytische Literatur zur transgenerationalen Weitergabe bzw. Transmission von psychotraumatischen Erfahrungseffekten zwischen Eltern und deren Kindern (S. 32f.), die in Bohleber (2000, 1998) fasslich zusammengeführt sind und auch von mehreren AutorInnen in Rüsens/Straubs Band über „psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein“ berührt werden (1998). Ferner verweist Fraisl auf das Phänomen der „sekundären Traumatisierung“ durch den „Empathie-

Stress“, dem diejenigen Menschen ausgesetzt sind, die mit der Betreuung und Therapie von Traumatisierten befasst sind. Kaplan (2005) hat diesen Phänomenkreis jüngst mit Verweis auf eine empirische Studie über die Arbeitsbefindlichkeit von Psychotrauma-Therapeut/innen thematisiert und als Grundlage für eine provisorische medientheoretische Überlegungen zum Begriff der „pro-sozialen Bearbeitung“ von Traumathemen in der individuellen und gesellschaftlichen Medieninteraktion herangezogen (S. 40, 87f., 91ff.), ein Begriff, der in seiner Perspektive auf das Desiderat einer psychodynamisch versierten qualitativ-empirischen Medienforschung den weithin feststellbaren Tücken und Befangenheiten in der philologischen und in anderer Weise sogar in der medienwissenschaftlichen Beschäftigung mit dergleichen sozialpsychologischen Gegenständen aufhelfen könnte (vgl. Weinsböck 2007d, Kansteiner/Weinsböck 2007). In diesem Gegenstandshorizont wirft Fraisl sozial- und kulturwissenschaftliche Grundfragen nach der interaktionalen und kollektiven Dimension von Psychotraumata auf, deren Konzeptualisierung nichtsdestoweniger immer wieder als schwierig empfunden wird. Die empirische Evidenz der Notwendigkeit eines solchen Begriffs verdeutlicht Fraisl mit Carl Daufenbach (2002) im Verweis auf die zahllosen internationalen Gedenk- und Solidaritätsveranstaltungen in der Folge der Anschläge vom 11. September 2001, in denen gerade auch diejenigen Mitbürger des heutigen Medienzeitalters in New York und weit darüber hinaus, die in keiner Weise direkt zu Schaden kamen, eine tief empfundene Betroffenheit durch Affekte des Schreckens und der Trauer – in anderen Kontexten sicherlich auch der Wut – Ausdruck gaben – „Wir sind alle Amerikaner“ (S. 34; vgl. hierzu auch Kaplan).

Umso mehr bleibt mit Fraisl das Fehlen einer „expliziten Fundierung“ des Konzepts vom *kollektiven Trauma* zu beklagen, wie auch die Beobachtung des „Missverhältnisses zwischen [dessen] mannigfachem Gebrauch und minimaler Explizierung“ (mit Kühner 2002, S. 35). Da „die praktische Relevanz der Annahme kollektiv wirksamer Traumata – etwa im Hinblick auf die Entschädigung der Opfer oder die Suche nach öffentlichen Formen der Anerkennung des Leids – dafür spreche“, plädiert Kühner für die Verwendung des Begriffs „als eine Hypothese“ (ebd.). Mit Blick auf die im einzelnen durchaus bestehenden Übertragungsmöglichkeiten von individualpsychologischen Traumbegriffen auf soziale und kulturelle Phänomene werden hier vor allem Konzeptionen des „kollektiven Gedächtnisses“ eingesetzt, die auf Halbwachs (1925/1985) zurückgehen und jüngst von Eyerman (2001), Alexander (2004), Smelser (2004), Erll in Nünning/Nünning (2003) für Konzeptionen des kollektiven und kulturellen Traumas genutzt wurden. Die gesellschaftliche und sozialpsychologische Brisanz der hier in Rede stehenden Phänomene und die Bedeutsamkeit

einer entsprechend umfassenden und zielführenden Erforschung unterstreicht Fraisl auch im Verweis auf die viel beachteten Arbeiten von Volkan (2000), der angesichts des Krieges der ehemals jugoslawischen Staaten Beobachtungen darüber anstellte, wie Groß-Kollektive ein „auserwähltes Traumathema“ definieren und medial kultivieren, das als „Brennstoff von Großgruppenkonflikten“ fungiert, während dergleichen kulturelle Diskurse doch wünschenswerter Weise Funktionen der sozialen Einbindung und Traumabearbeitung zu realisieren versuchen sollten (S. 37f.).

Bemerkenswerterweise verzichtet die Germanistin Fraisl in ihrem instruktiven Beitrag darauf, den spezifischen literatur- und kulturwissenschaftlichen Konzeptionsbedarf zu erörtern oder wenigstens anzusprechen, der angesichts von Phänomenen und Begriffen des ‚kulturellen Traumas‘ und vor allem angesichts der vielfältigen medialen und ästhetischen Auseinandersetzung mit Traumathemen z.B. der Shoah bzw. von Vertreibung, Bombenkrieg etc. dringend besteht – und der schon wegen der Aufnahmen der fünf durchaus heterogenen kulturwissenschaftlichen Beiträge in diesen Band wünschenswert scheint. Freilich muss eingeräumt werden, dass die konzeptuelle Basisarbeit, die hier nötig wäre, im Grunde die Formulierung eines handlungstheoretischen Modells von literarischer Interaktion erstellen müsste, die jahrzehntelange Versäumnisse des texttheoretischen Mainstreams der Philologien wettmache; dies kann von einem Herausgeberband dieses Zuschnitts nicht gefordert werden. Immerhin hätte der Ansatz der gegenübertragungs-theoretischen Literaturanalyse mit einbezogen werden können (vgl. Pietzcker 1992, Raguse 1994). Der Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmüdigkeit der Philologien in handlungstheoretischen und -empirischen Forschungshinsichten kann hier höchstens angestoßen werden; und schon das Stellen der Frage nach Stadt, Literatur und Trauma ist dahingehend Leistung genug.

Urbanistische Betrachtungen von Stadt und Trauma

Im ersten seiner beiden anwendungsorientierten Teile widmet sich Fraisl/Strombergers Band stadtgeschichtlichen, gedenkstättenpolitischen und -pädagogischen Fragestellungen: Christian Grohs Beitrag über den „Bombenkrieg als Trauma der Stadtgeschichte“ unternimmt den Versuch, die Bearbeitung der Bombardierungserfahrung in deutschen Städten des zweiten Weltkriegs am Beispiel der Stadt Pforzheim nachzuvollziehen. In dankenswerter Abgrenzung zur stark polarisierten und vielfach pauschalisierenden Debatte, die unlängst anhand von Autoren wie Jörg Friedrich und W.G. Sebald über die Verdrängung der Bombardierungserfahrung in der deutschen Nachkriegsliteratur geführt wurde – und von der

weiter unten noch die Rede sein wird, erarbeitet Groh eine empirische Dokumentation und Analyse der Pforzheimer Gedenkfeiern sowie insbesondere der Gedenkreden der Oberbürgermeister der Nachkriegszeit. Sichtbar wird ein ambivalentes und durch kontroverse Reaktionen begleitetes Bemühen, die Vernichtungserfahrung der Stadtbevölkerung in eine Tradition des humanitären und um internationale Friedenssicherung und Entwaffnung bemühten Gemeinschaftsgefühls umzusetzen, ein Bemühen, das jedoch im Laufe der Nachkriegsjahrzehnte letztlich zur Verdrängung sowohl des terroristischen Charakters der Bombardierung (im Februar 1945) wie auch der Mitverantwortung führte, die Pforzheim aufgrund seines starken Engagements in der damaligen Kriegsindustrie trug (S. 142).

In methodologischer Hinsicht freilich ist die durchaus nachvollziehbare hermeneutische Auslegung von historischen Dokumenten und Gedenkredetexten mit jenen Problemen der fehlenden methodischen Kontrolliertheit behaftet, wie sie auch in der hermeneutisch-interpretativen Literaturwissenschaft bestehen, ohne dort freilich als solche reflektiert zu werden. Um so mehr muss eine zwar durchaus plausible psychotraumatologische Schlussfolgerung letztlich unfundiert genannt werden, wenn ohne hinreichende Definition von Kriterien und Explizierung von Schlussverfahren nur allgemein festgestellt wird, dass „das Schreckliche und Unbegreifliche“ der Bombardierung von einer Gedenkrede „nur kurz thematisiert [wurde] – zu kurz, um einen Verarbeitungsprozess in Gang setzen zu können“ (S. 134). Die durchaus nicht unplausiblen hermeneutischen Folgerungen Grohs bedürften also im Grunde einer methodologisch versierten Prüfung und Absicherung durch qualitativ-empirische Verfahren der Text- und Datenanalyse. Die Sammlung und erste Sichtung des Materials stellt hierfür jedoch eine wertvolle Grundlegung dar. Denn Groh ist zuzustimmen, dass die „überregionale Diskussion“ sowie die wissenschaftlich in der neueren Sozial- und „Biografieforschung“ verankerte Aufarbeitung der „ortsgeschichtlichen Publikationen und Erinnerungsrituale“ noch aussteht (S. 143).

Durchaus Ähnliches kann auch über die weiteren urbanistischen Beiträge angemerkt werden: So versuchen Riaz P. Kahn/Olivia Munos-Rojas eine phänomenologische Annäherung an die rahmengebende Fragestellung von „Urbane Lebenswelten, Trauma und Gedächtniskultur“ mittels gebäudegeschichtlicher Reflexionen über das Brandenburger Tor (Berlin), den A-Bomb-Dome (Hiroshima) und den Ground Zero (New York). Diese städtebaulichen und vergangenheitspolitischen Antworten auf kollektive Zerstörungserfahrungen erfolgen jeweils in verschiedenen Umsetzungen der drei Optionen „to restore the damaged or destroyed site in its original likeness, to maintain the ruins or to replace them with new structures“ (S. 85).

Hierbei wird jedoch für Berlin lediglich ein allgemeines geschichtliches Resümee des Brandenburger Tors im Wechsel der historischen Zeitläufe von 1791 an, über den zweiten Weltkrieg hinaus bis zum Fall der deutsch-deutschen Mauer gegeben. Die eigentlich naheliegende und aktuellere Debatte um das neue-alte Stadtschloss an der Stelle des SED-*Palast der Republik* („new structures“) z.B. im Vergleich mit der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche („maintain the ruins“) wird nicht aufgegriffen. Auch der naheliegende Bezug zum von der Kohl-Regierung gesetzten, vielfach als vage empfundenen, mit revisionistischer Tendenz die Opfer und Täter nivellierenden Gedenktexes der Berliner *Neuen Wache* mit Käthe Kollwitz's *Mutter mit ihrem toten Sohn* erfolgt nicht. Dabei hätte es sich für Kahn/Munzos angeboten, die deutsche Debatte um das allzu allgemeine Gedenken „den Opfern des Zweiten Weltkriegs“ in Beziehung zu setzen zur kontroversen Debatten in der japanischen Regierung darüber, ob in Hiroshima auch der Opfer des japanischen Imperialismus gedacht werden soll („who fell victim to the erroneous national policy“). Jedoch wird beispielgebend auf die Diskussion um die Wiedereinsetzung des Preußischen Adlers und eisernen Kreuzes als zentrales Emblem der Quadriga des Brandenburger Tors eingegangen, das die SED-Vertreter entfernt hatten.

Insgesamt verzichtet der ansonsten sehr luzide und gut lesbare Überblicksartikel darauf, diese Diskursphänomene der Trauma- oder aber der Scham- bzw. Schuldabwehr präzise auf psychotraumatologische Modelle und Begriffe zu beziehen und somit die klinischen Ressourcen stärker einzubinden. Auch hätte sich hier von sozialpsychologischer Seite aus angeboten, den problematischen Begriff des *Tätertraumas* zu diskutieren, einer genauen Prüfung anhand von psychologisch fundierten Kriterien zu unterziehen und dabei die durchweg versäumte psychodynamische Unterscheidung zwischen Schuld und Scham zu vollziehen, die Vitiello kürzlich auf der jüngsten Tagung des vom Hamburger Institut für Sozialwissenschaft ausgerichteten von WWW.traumaresearch.net monierte (vgl. auch Lohl 2006). Überhaupt nehmen die urbanistischen Autor/innen weniger in klinischer Psychotrauma-Literatur ihren Ausgang als in philosophischen Diskursen von Benjamin bis zu Derrida, Caruth, Lyotard, Habermas und LaCapra. Die trauma-metaphysischen Nebenwirkungen, die diese Bezugsgrößen nicht selten zeitigen, weil sie in einer durch Heidegger inspirierten Philosophietradition das Trauma pauschal als menschliches Existenzial ontologisieren, bleiben hier aber erfreulich gering. Dies ist wohl der versierten Kenntnis von LaCapra und Habermas zu danken, die stets zur Stärkung der Immunkräfte – und Resilienzfaktoren – gegen postmodernen Theorie-Spiritismus beitragen (Weilnböck 2001, 2006a, b, 2007e). Vielmehr werden in Grundzügen die jeweiligen nationalen Diskurse der

kollektiven Gewalt- und Schmerzerfahrung und die sich daraus ergebenden kulturell-gesellschaftlichen Modi der (Nicht-)Erinnerung sowie des historischen Selbstverständnisses in den Überlebendengenerationen nachgezeichnet und zwischen den Polen von Gedenken und Verdrängung positioniert.

Die weiteren urbanistischen Beiträge folgen ähnlichen Fragestellungen: Carola Hein vergleicht den Wiederaufbau von Tokio und Hiroshima. Er stellt fest, dass die beiden Städte als zwei Pole einer in sich gespaltenen psycho-historischen Selbstverortung Japans begriffen werden können, in dem die Hauptstadt als Symbol des wirtschaftlichen Aufschwungs und der Emanzipation Japans fungiert, während die „Friedensstadt“ Hiroshima für die friedliche Neuorientierung steht, aber auch als Fanal eines diffusen Opfermythos kenntlich wird, von dem die Kriegsverantwortung Japans dissoziiert ist.

Irina Novikova diskutiert am Beispiel der drei baltischen Hauptstädte die verschiedenen Debatten um Trauma, kollektives Gedächtnis und Erinnerung im Kontext von aktuellen politischen Machtstrukturen, wobei die Bearbeitung der NS-Vergangenheit und der Sowjetischen Zeit spezifische Wege geht und sich ein Diskurs des „Return to Europe“ auch mit verschiedenen Phänomenen der „Traditions-Erfindung“, der entsprechenden Ästhetisierung von Stadtszenarien und des neuen baltischen Nationalismus verbinden (S. 162f.). Novikova erörtert Gebäude- und architekturpolitische Maßnahmen und Diskurs-Phänomene und zieht teils etwas pauschale, feministisch getönte Schlussfolgerungen über die „hegemonic masculinity“ (S. 163), die sowohl die alten Volksmythen als auch die neuen Mythen der europäischen Globalisierung betreffen.

Van der Hoorn erörtert die gezielte Zerstörung von Gebäuden und Kulturdenkmälern in Sarajevo durch serbische Truppen. Simon Marvin/Alan Harding erörtern Ereignisdynamik und kommunale Wirkungen von Terroranschlägen, die durch die IRA in Manchester 1996 verübt wurden; und Karolina Astaman verfolgt ähnliche Fragestellungen zu einem Anschlag von moslemischen Terroristen auf eine Diskothek im rasch urbanisierten balinesischen Tourismuszentrum Kuta im Jahre 2002. Raluca M. Fratiloiu konzipiert die heuristische Metapher „Babylon“, um anhand der von traumatischen Ereignissen heimgesuchten Städte Berlin und New York Überlegungen über deren städtebauliche Konzepte und Projekte anzustellen. Ferner werden Fragen der urbanen, demokratischen Positionierung sowie des stadt-gesellschaftlichen Selbstverständnisses aufgeworfen, die die ethischen Komponenten dieses Forschungsgegenstandes erahnen lassen.

Wie bereits angedeutet, ist über die durchweg interessanten und gut nachvollziehbaren Beobachtungen von stadtgeschichtlichen und gedenkpolitischen Phänomene in methodologischer

Hinsicht zu bemerken, dass sie des in Anschlag gebrachten Traumabegriffs zumeist nicht wirklich bedürfen, oder besser gesagt: dass sie kaum wirklichen Nutzen aus ihm ziehen, im Sinne eines systematischen und differenzierten Zugriffs auf die klinische Psychotraumatologie als eine Sekundärwissenschaft, die der Urbanistik spezifische Leitfragen, Phänomenbeschreibungen und Beurteilungskriterien anzubieten vermag. So bleiben die diskursanalytischen Beobachtungen zumeist vorwiegend beschreibend und in der Wertung manchmal spekulativ. Zwar sind sie als solche oft durchaus plausibel, aber sie können die methodologische Ebene der gesicherten sozialpsychologischen Rekonstruktion und/oder Erklärung nicht erreichen, was doch im Sinne des interdisziplinären Zugriffs auf diesen soziologischen Gegenstand wünschenswert wäre. Davon unberührt wird jedoch durchweg erkennbar, was eine engere Verbindung von Urbanistik und Psychotraumatologie zu leisten vermöchte. Und hierin kommt den Beiträgen eine respektable disziplinäre Vorreiterrolle zu. Denn die Notwendigkeit, die Urbanistik wie auch andere sozial- und kulturwissenschaftliche Bereiche in systematischer Weise um entsprechende psychologische Kompetenzen zu erweitern, sowie der konkrete lokalplanerische Nutzen, der daraus zu ziehen wäre, werden unmittelbar augenscheinlich.

Stadt und Trauma in der Literatur

Die Praxis der mit (Stadt-)Literatur und Medien befassten Beiträge zeigt in vergleichbarer Weise sowohl Potenziale als auch Desiderate einer psychotraumatologisch versierten Sozial- und Kulturwissenschaft. Bettina Rabelhofers Analyse von Hofmannsthals *Märchen der 672. Nacht* zeugt davon, wie erkenntniswirksam die psychotraumatologische Perspektive auf literarische und/oder kulturelle Manifestationen sein kann, wenn sie auf dem Wege von genauer und ergebnisoffener textanalytischer Detailarbeit beschränkt wird. In theoretisch gründlich fundierter und im Ergebnis überzeugender Weise zeichnet Rabelhofer nach, inwiefern der Erzähltext in Form und Inhalt vielfach von auktorialer Intuition und implizitem Wissen über vorsprachliche, prä-narrative Erfahrungen einer beziehungs-traumatischen Frühinteraktion geprägt ist. Das traumatische Erfahrungsmaterial, das Hofmannsthals Erzähler freilich nur in impliziter Weise zu thematisieren vermag, artikuliert sich in der Gestalt eines fantasmatischen städtischen Traumszenarios. Es hat vor allem auch in der Form der Erzählung Niederschlag gefunden und wird in nachvollziehbarer Weise textanalytisch rekonstruiert. Die „ästhetizistische Weltsicht“ des Protagonisten (d.h. des „Kaufmannssohns“) macht Rabelhofer mit Fischer/Riedesser als „traumakompensatorisches Prinzip“ erkennbar (S. 262), wie sich auch der Zusammenhang zwischen „ästhetischem

Hedonismus“ und psychotraumatisch bedingter „Anhedonie“, d.h. der Unfähigkeit zu intensiven Empfindungen von Freude und Lust, erschließt (S. 265).

Die textnahen Betrachtungen Rabelhofers vermögen es, verschiedene Formen der literarisch-narrativen Äußerung von auktorialem Erfahrungswissen aus dem Spektrum des psycho- und beziehungs-traumatischen Erlebens zu rekonstruieren: „Wiederholung[en]“ und Reinszenierungen von „traumatogenen“ Erfahrungen (S. 270), das im Text vielfach verzeichnete, immense Affektpotenzial von Angst und reaktivem Zorn (S. 259, 273), die für psychotraumatologisch imprägnierte Erfahrungs- und Erzählmodi bezeichnende Auflösung des Zeitbewusstseins der Figur bzw. der Zeitstruktur des Erzählens (271), den textuellen Niederschlag von „Deckerinnerungen“ (S. 272) bzw. von „zeit- und raumlosen Erinnerungsfragmenten“ (S. 274), ferner die Phänomene des psychotraumatologisch bedingten (prä-symbolischen) Agierens der Hauptfigur, der auf unbewusst-gestische Weise die Struktur von erlittenen Beziehungs-traumata nachzeichnet (S. 272) sowie seine „megalomane“ psychische Abwehr gegen unmittelbar andrängende Trauma-Assoziationen (S. 274). Mit Hilfe von Fischer/Riedessers Begriff der imaginativen „Verräumlichung“ von Beziehungs-traumata, die in Erzählungen, Vorstellungen und Fantasien von Patienten beobachtbar sind, lassen sich einige von Hofmannsthals dunkleren Textpassagen genauer verstehen, in denen die Handlungs- und Wahrnehmungsweisen des psychisch bedrängten Kaufmannssohns auf dem Weg durch eine albtraumhafte Stadt-Szenerie dargestellt werden (S. 275).

Hierdurch werden Erklärungen erschließbar, die die Möglichkeiten einer rein philologisch-deskriptiven Hermeneutik bei weitem übersteigen. Dabei erweist sich die Leistungsfähigkeit des interdisziplinär basierten Analysevorgehens im Vergleich sowohl mit den literaturgeschichtlichen Exegesen als auch mit den klassisch psychoanalytischen Auslegungen von Hofmannsthals Text. Denn erstere gelangen nicht über deskriptiv-historisch Befunde bzw. über vulgär-psychologisch formulierte Befunde z.B. über einen „verborgen-inneren Konflikt zwischen der ästhetischen und moralischen Betrachtungsweise des Kaufmannssohns“ hinaus (mit Károly Csúri, S. 264), die keine Schlussfolgerungen darüber erlauben, um welche Art von Konflikterfahrungen es sich hier im Einzelnen tatsächlich handelt und wie sie psychologisch zu begreifen wäre, geschweige denn darüber, welche Handlungsqualitäten und -implikationen die narrative und literarisch-interaktionale Umsetzung dieser Erfahrungen innehat. Die vorliegenden psychoanalytischen Interpretationen hingegen beziehen sich lediglich auf die Aspekte „Geschlechtsidentität“ und ‚Verweiblichung‘ [...] im Rahmen der ‚normierten‘ Variante eines positiven Ödipuskonflikts“ (S. 267); sie laufen auf eine Freudianische Ontologie bzw. Mythologie von Trieben und Konflikten zu, die zumeist theorie-affirmativ motiviert sind und denen es jedenfalls nicht gelingt, die dem

Dargestellten innewohnenden gewaltförmigen, traumatischen Interaktionskonstellationen in den Blick zu nehmen.

Umso mehr mag dahingestellt bleiben, ob Rabelhofers weit darüber hinausgehende Arbeit des Konzepts des analen Charakters wirklich bedurfte (S. 270), ob man, und sei es auch nur nebenher, auf Begriffe des Thanatos rekurren sollte (S. 273 bzw. 259), ob ohnehin plausible analytische Schlussfolgerungen über in der figuralen Darstellung aufweisbare psychotraumatologische Phänomene zusätzlich mit sporadischen Selbstzeugnissen des Autors unterlegt werden müssen (S. 267f.). Auch wären die Tücken und Hypothesen zu bedenken, die sich einhandelt, wer durch diskurslogische Begriffsvagheiten belastete Bezugsgrößen aufnimmt, zumal wenn die eigene Arbeit getrost auf sie verzichten könnte. So z.B. zitiert Rabelhofer einen Text von Weinberg mit Bemerkungen (S. 265), die zwar in der Reichweite des Zitats unproblematisch bleiben, jedoch der Tatsache nicht Rechnung tragen, dass Weinbergs Text durchgängig irreführende trauma-metaphysische Wendungen enthält, die einer klinisch-psychotraumatologischen Prüfung nicht nur nicht standhalten können, sondern sogar als überaus irreführende abwehr-identifizierte – und damit wissenschaftsethisch fragwürdige – Theoreme gelten müssen (Weilnböck 2007e). Rabelhofers Arbeit selbst bleibt davon jedenfalls gänzlich unbelastet.

Begrüßenswert ist auch, dass die autobiografische Komponente nicht grundsätzlich gescheut wird, wie dies im immer noch anhaltenden Trend der philologischen Diskreditierung der Kategorie der/s Autor/in und ihrer/seiner Biografie der Fall ist. Hier wird aufgrund der von den Philologien ontologisch gesetzten, gleichwohl hoch unplausiblen theoretischen Inkommensurabilität von Textwelt und Lebenswelt nach wie vor davon ausgegangen, dass die Analyse einer literarischen Figur nicht gangbar ist, weil es sich – so das kurzsichtige Argument – bei einer Figur eben um keine natürliche Person handelt. Die jüngeren geisteswissenschaftlichen Beiträge, die die/en Autor/in wiederzuentdecken versuchen (Jannidis et al. 1999), sind noch rar und vom Ansatz her eher unpsychologisch und jedenfalls nicht psychodynamisch ausgerichtet. Und jene wenigen Stimmen, die auf psychologischer Grundlage die immer schon naheliegende Annahme formulieren, dass freilich auch jeder fiktionalen Figur eine implizite lebensgeschichtliche Vergangenheit und psychische Verfassung innewohnt, ohne die sie weder literarisch entworfen noch von den Leser/innen aktualisiert und mental vorgestellt werden könnte, sind zumeist sehr entlegen; auch besteht aller Erfahrung nach kaum Aussicht, dass sie in grundständige geisteswissenschaftliche Überlegungen mit einbezogen würde (Weilnböck 2007e, g). Neben einigen literaturpsychologischen Beiträgen (Schönauf 1991, S. 104, 102 ff., 120) ist vor allem auf Palmer (2003) zu verweisen, der für eine „study of fictional minds“ als eine „clearly defined and

discrete subject area in its own right within narrative theory” plädiert, wie auch Zunshine (2004), die den kognitionspsychologischen Theory-Of-Mind-Ansatz heranzieht. Solche Autor/innen widersprechen der in den Mainstream-Literaturwissenschaften verankerten texttheoretischen Verengung und unterstreichen, dass die „constructions of the minds of fictional characters”, die Autor/innen, Erzähler/innen oder ein Leser/innen unwillkürlich herstellen, für das Verständnis von Literatur unverzichtbar sind.

Erfreulich auch, dass Rabelhofer der Notwendigkeit der genauen Abgrenzung zwischen textanalytischen und autor-psychobiografischen Schlüssen – die ja Antworten auf zwei grundlegend unterschiedliche Fragestellungen darstellen und deshalb eines je eigenen methodischen Vorgehens bedürften – im Ganzen hinreichend Rechnung trägt. Nur manchmal scheint diese Abgrenzung unter Druck zu geraten, etwa wenn angesichts einer Textpassage allzu umstandslos von „aggressiv-sadistischen Attacken“ des Vaters auf die „sich ausfaltende, mit einem Schuss Femininität gepaarte Homosexualität“ des Sohns gesprochen wird. Denn diese durchaus nicht unplausible Annahme über die implizite lebensgeschichtliche Erfahrung der fiktionalen Figur ist vielleicht ein wenig zu konkretistisch formuliert, um als textanalytische Annahme noch sag- und belegbar zu sein; und als solche mag sie umso mehr dazu verführen, sie mit autobiografischen Erwägungen zu verwechseln, die – wie gesagt – ihres eigenen methodologischen Rahmens bedürften.

Alternativ oder auch ergänzend könnte der Fragenbereich der impliziten Rezeptionssteuerung des Textes eröffnet werden. Hierbei ginge es um Erwägungen dahingehend, inwiefern der Text in seiner Form, d.h. in seiner impliziten Leser-Interaktion, Vollzüge erkennen lässt, die es den Leser/innen nahe legen oder prinzipiell ermöglichen, eine reflexive bzw. emotional-durcharbeitende Haltung gegenüber den im Text berührten psychotraumatischen Thematiken zu entwickeln. (Dabei könnte evtl. die eklatante Abhängigkeits-Dynamik des Protagonisten relevant werden bzw. die Frage, wie sie auf der Rezeptionsebene umgesetzt wird.) Nicht verschwiegen werden darf jedoch, dass damit sehr komplexe Fragestellungen umrissen sind, die im Grunde nach einer systematischen Bearbeitung mittels Verfahren der rekonstruktiven Untersuchung von Lektürereaktionen empirischer Leser/innen verlangen. Ein textanalytischer Aufsatz könnte hierauf allenfalls vorausverweisen. Insgesamt also legt Rabelhofer in ihrem genauen und gut fundierten Aufsatz in exemplarischer Weise einen hohen Standard der psychotraumatologischen Rekonstruktion von literarischer Interaktion (auf der Produktionsseite) vor. Man darf auf das bevorstehende Erscheinen ihrer Dissertation gespannt sein.

Mit weitgehend identischem psychologischen Instrumentarium vollzieht Weilnböck die Rekonstruktion der Funktionen des großstädtischen Ambiente in einem Film, Wim Wenders in Los

Angeles spielenden *The Million Dollar Hotel*, und in zwei Erzähltexten, einem Roman des japanischen Erfolgsautors Haruki Murakami, *Gefährliche Geliebte*, und Judith Hermanns Erzählung *Hunter-Tompson-Musik* (vgl. auch Weilnböck 2007a). Die Grundfragestellung zielt auf Klärungen dahingehend, wie sich in diesen fiktionalen Narrativen die historischen und kollektiven Trauma-Erfahrungen von katastrophalen Zivilisationsbrüchen durch Weltkrieg, Völkermord, Vernichtung und Vertreibung aus der Perspektive der nachfolgenden zweiten und dritten Generation abbilden. Dabei lassen sich bei den Figuren spezifische Kennzeichnungen und Interaktionsdynamiken aufweisen, die in der klinischen Literatur als transgenerational bedingte Phänomene dargestellt sind. Auch diese Analyse lässt das Desiderat spürbar werden, die textanalytische Standardperspektive der Literaturwissenschaft interdisziplinär auch dahingehend zu öffnen, dass Verfahrensmodule der empirischen Rezeptionsforschung ergänzt werden. Ein handlungstheoretisches Gegenstandsverständnis, das den Text als literarische Interaktion von auktorialer Seite aus versteht, legt nahe, separat dazu auch die Interaktion auf Rezipientenseite nicht nur als plausible textimplizite Folgereaktion gedanklich-spekulativ anzunähern, sondern auch empirisch zu rekonstruieren – und daraus wiederum neue Leitfragestellungen für die weitere Textanalyse zu beziehen (www.weilnböck.net).

Die zwei weiteren kulturwissenschaftlichen Beiträge von Pichugin und Diemer nehmen dann nicht mehr in einlässlicher Weise auf psychotraumatologische Konzepte Bezug, stellen aber überaus interessante Gegenstände dar, die jedenfalls die kulturwissenschaftliche Relevanz des Psychotrauma-Paradigmas deutlich machen. Diemer schreibt über die in der Tat unübersehbare Tatsache, dass in der jüngsten Tradition der Hollywood-Filmproduktionen im populären Genre der Superhero- und Comic-Helden-Filme die Protagonisten (*Batman*, *Spiderman*, *Daredevil*, *Superman*, *Hulk*) neuerdings mit einer hoch psychotraumatischen Vorgeschichte versehen sind (vgl. hierzu auch Fricke 2004 und Weilnböck 2006a, b). *Batman* habe 1989 dem Actionpublikum erstmals den in der Kindheit „traumatisierten Helden“ beschert, dessen Familie bei einem Raubmord getötet wurde und der deshalb von einem lebenslangen, nur teilweise sublimierten Aggressionspotential beherrscht ist und zum Rächer der Entrechteten und Geschädigten wird.

Ab diesem Zeitpunkt wählen die Regisseure und Studios instinktiv einen bis dahin eher ungewöhnlichen Schauspielertypus zum Helden, der als „split personality“ die Traumatisierung auch angemessen vermitteln können muss (Diemer S. 301). Der spätere Batman (in *Batman Forever*, 1995) wird dann auch einen Psychiater konsultieren und gegenüber seinem Partner feststellen, dass die Rache am Mörder „dir den Schmerz [nicht nimmt]. Er wird nur noch größer.“ (S. 302). Genaue und psychotraumatologisch differenzierte Filmanalysen stehen jedoch noch aus, wie auch die Analyse des diskursiven und filmindustriellen Kontextes, die z.B. nach der

Produktionspolitik und Publikumsforschung der Studios fragt oder die hohe Konjunktur von verschiedenen Opfer-Diskursen in der amerikanischen Bevölkerung der letzten zehn Jahre mit einbezieht. So wird auch die Tatsache, dass in *Hulk* erstmals ein durch innerfamiliäre Gewalt traumatisierter Held dargestellt ist, lediglich kurz in Klammern vermerkt und nicht weiter ausgeführt (S. 309).

Pichugin vergleicht W.G. Sebalds *Luftkrieg und Literatur* und H.E. Nossacks *Der Untergang* und behandelt damit zwei Texte, die in unterschiedlicher Weise mit der Bombardierungserfahrung in deutschen Städten der letzten Kriegsjahre umgehen. Pichugin tut dies, wie Groh oben, jenseits der vergangenheitspolitischen Debatte, die Sebalds Titel in Deutschland ausgelöst hatte, und die ein Thema für sich darstellte. Seine Herangehensweise kann als eine typisch philologische begriffen werden. Denn das Verfahren ist vor allem beschreibend-vergleichend, und es kommen lediglich individuell (und eventuell idiosynkratisch) formulierte Arbeitsbegriffe der allgemeinen Art und keine psychologisch und klinisch fundierten Konzepte von seelischer Verletzung bzw. Psychotrauma zur Anwendung. Für Nossacks Text entwirft Pichugin einen intuitiven Begriff der „Inversion“, der zunächst als ein „Stilzug“ bezeichnet und dann als diametrale Umkehrung von Phänomenen der Wirklichkeitswahrnehmung, des Zeitempfindens, des Bewusstseins und der menschlichen Beziehungen beschrieben wird, so dass sich der Befund unterschiedslos sowohl auf die Inhalts- als auch auf die Formebene der Texte bezieht (S. 316ff.).

Sebalds halb-dokumentarisches Buch subsumiert Pichugin unter dem gleichermaßen intuitiven Begriff der „Umschreibung“ (S. 315). Die Textgestaltung wäre dabei einmal „analytisch“ und das andere Mal „synthetisch“, die „Hauptstilmethoden“ einmal die „Inversion“ und das andere Mal die „Umschreibung“ (S. 324). Seinen durchaus eleganten, allenfalls ein wenig antiquierten Habitus bezieht der Aufsatz aus der Tatsache, dass er den Traumabegriff selbst kaum verwendet und sich somit vorderhand keiner terminologischen Fundierungsversäumnisse schuldig macht. Jedoch müssen jenseits eines sehr allgemeinen Vergangenheitsverarbeitungs-Ethos jegliche spezifische Fragen nach den „Ereignissen“, die „literarisch zu verarbeiten versucht [werden]“, offen bleiben, wie auch danach, wie dergleichen Prozesse im Einzelnen durch das Medium der literarischen Interaktion unterstützt würden (S. 324). Insgesamt scheint zweifelhaft, ob dergleichen Fragen im hehren Luftraum weit über allen ‚hilfswissenschaftlichen‘ Ressourcen sowie jenseits aller spezifischen Gegenstandsbestimmungen wirklich ertragreich erforscht werden können – sei es in theoretisch-konzeptueller Hinsicht, sei es im Sinne des wissenschaftlichen Beitrags zum gesellschaftlichen Diskurs.

Die Tücken der post-konventionellen philologischen Trauma-Exegesen

Rinkes Beitrag zu Texten von Emmy Hennings und Irmgard Keun kann insofern hervorgehoben werden, weil in ihm einige derjenigen epistemologischen Tücken der kulturwissenschaftlichen Applikationen von Traumakzepten zu Tage treten, die regelmäßig dort beobachtbar sind, wo poststrukturalistisch inspirierte Begriffsaneignungen wirksam sind. Rinke handelt über die bei Hennings und Keun dargestellte weibliche Großstadterfahrung im Berlin der 20er- und 30er-Jahre, wobei Beobachtungen über die durch sozial- und arbeitsmarkt-geschichtliche Faktoren bedingte Prostitution von Frauen zu dieser Zeit eine herausragende Rolle spielen, und in theoretischer Hinsicht ein – allerdings etwas vage verbleibendes – Konzept der „Medialität des Körpers“ eingesetzt wird. Es lohnt also, diesen durchaus interessanten und lesenswerten Aufsatz als Beispiel für eine übergreifende theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Problematik heranzuziehen.

Von der Thematik her ist die Erinnerung an die von den Literatinnen eindrücklich dargestellte Zwangs- und Gefährdungslage der Frauen während der immens beschleunigten Urbanisierung Berlins trefflich und passt gut in den Band. Jedoch gelangen die mediengeschichtlichen und textanalytischen Einschätzungen sowie die trauma-logischen Aussagen – typischerweise – kaum über die Formulierung von allgemeinen, spekulativen und weit gehend unprüfaren Hypothesen hinaus: Hennings hätte es vermocht, so konstatiert Rinke, „durch die neuen Medien“ der Fotografie und des Films „und deren Konkurrenz (zur literarischen Darstellung, H.W.) [...] ein narratives Verfahren [zu entwickeln] [...], durch das sie (Hennings, H.W.) das Trauma in Ansätzen verarbeiten konnte“ (S. 289). Hierbei bleibt in spezifisch geisteswissenschaftlichem Gestus ungeklärt, in welcher Hinsicht angesichts dieses Textes überhaupt von Psychotrauma und Verarbeitung die Rede ist, ob von einem kollektiven Trauma der Frauen dieser Zeit bzw. der von Prostitution betroffenen Frauen oder lediglich von den textuellen Traumadarstellungen und ihren – sozusagen ästhetischen – Bearbeitungen (oder gar von einem persönlichen Prostitutionstrauma Hennings' selbst?).

An anderer Stelle folgert Rinke, dass die an den neuen Medien geschulte Narrationsweise es Hennings ermöglicht habe, „zweideutige Sätze zu formulieren, die ihr erlauben, ein Begehren zu äußern“ (S. 290). Hier wiederum bleibt unscharf, worin dieses „Begehren“ denn eigentlich besteht. Zwar müsste es als durchaus ungewöhnlich gelten, wenn die Lacansche Zentral-Vokabel des „Begehrens“ in ihrer Anwendung jemals so konkret spezifiziert würde, dass sie eine genauere Einschätzung in psychotraumatologischer oder einer anderen spezifisch-empirischen Hinsicht erlauben würde. Denn das ist in dieser Theorietradition durchaus unüblich, so unerlässlich eine Explikation freilich wäre, wollte man als – theoretisch nicht a priori justierter – Leser dem Gedankengang wirklich folgen können.

Dabei ist Rinke durchaus um Klärung bemüht: „Begehren“ bezieht sie einmal anspielungshaft darauf, dass die Protagonistin im zweideutigen Bezug auf einen Fotoapparat sagt, „sie wäre scharf eingestellt“; der Begriff scheint hier also erotisch-sexuell gemeint zu sein. Gleich anschließend ist jedoch unvermittelt von einem „flanierenden Blick“ im Sinne Baudelaires und Benjamins die Rede, woraufhin der Begriff nicht weiter in Erscheinung tritt. Mithin verbleibt der Versuch einer Explikation des „Begehrens“ hilflos, allemal anrührend im besten Sinne, insofern er immerhin kenntlich macht, dass die Zentralbegriffe der Lacanschen und poststrukturalen Diskurse in aller Regel strikt vor dem Hintergrund der einschlägigen Theoriemythologeme und allegorischen Modellentwürfe gelesen werden. Von denen sagen dann manche Kritiker nicht ohne Häme, man könne sie gar nicht verstehend nachvollziehen, sondern müsse sie schlichtweg glauben und sich ihnen gedanklich unterwerfen. Jedenfalls dürfte eine wirkliche psychotraumatologische Fundierung von texthermeneutischen Schlussverfahren auf diesen Wegen kaum erreichbar sein.

Durchaus eindrücklich gelingt Rinke die Thematisierung des psychotraumatischen Gegenstands: die berücksichtigende psychische und materielle Notlage der zunächst so positiv gestimmt aufbrechenden Frauenfiguren sowie die kreativen Versuche, dieser Notlage durch neue Formen des Beobachtens und Erzählens zumindest Ausdruck zu verleihen. Verständlich und sympathisch ist fraglos auch der gute Wille der Interpretin, in diesen beeindruckenden literarischen Darstellungen gleich auch die Wendung zum Guten, d.h. zur erfolgreichen Heilung und Sozialtherapie ‚eines Traumas‘ durch die Kunst sehen zu wollen – und darüber hinaus eine treffliche feministische Korrektur des männlichen Figurentypus von Baudelaires Flaneur. Umso weniger sollte man darauf verfallen, dem engagierten und philosophisch versierten Aufsatz einer Vertreterin des akademischen Mittelbaus anzulasten, was das Problem von übergreifenden Diskursgepflogenheiten und -politiken der Geistes- und Kulturwissenschaftlichen ist; zumal deren begriffliche Vagheit und operationelle Unverbindlichkeit im Umfeld von poststrukturalistischen Theorien zwar besonders deutlich zu Tage treten mag, aber im Grunde dem Mainstream der konventionellen philologischen – d.h. anti-empirischen und nicht-handlungstheoretischen – Schlussbildungsverfahren vollkommen strukturanalog ist und diese nur zu ihrer spezifischen zeitgenössischen Kenntlichkeit bringt (Weirnböck 2007f, g).

Davon unberührt bleibt freilich die unabweisbare Notwendigkeit, zu klären, wer warum und wie traumatisiert ist und wer was wie verarbeitet. D.h. es müssen sachlich und wissenschaftlich präzise Begriffe und Gegenstandsdefinitionen erstellt sowie genaue und intersubjektiv vermittelbare Schlussfolgerungen gezogen werden, will man Literatur und die anderen Künste nicht endlos immer nur als Theorieaffirmation oder als bloß beispielhafte Veranschaulichung für existenzial-ontologisch begriffene Realgegebenheiten heranziehen – hier: die traumatische

Situation von sich prostituierenden Frauen –, oder auch dafür, diese Realgegebenheiten mit guten, zumeist moralisch oder politisch unterlegten Wünschen begleitet aufzugreifen.

Wenn man also demgegenüber füglich davon ausgehen will, es sei bei Rinke mit der Traumathematik gemeint, dass die Texte traumatisierte Protagonistinnen darstellen, die „den Weg einer Traumaverarbeitung einschlagen“ (S. 292) – womit noch nichts über die rezeptions-logische Frage gesagt ist, welche Funktion dieses Erzählen in der Interaktion mit den Leser/innen entfalten mag –, dann lässt sich diese Annahme immerhin genauer diskutieren. Denn ohne Zweifel enthalten die trefflich gewählten Texte von Hennings und Keun viele Hinweise auf dissoziative und andere psychotraumatologisch relevante Wahrnehmungsphänomene. Jedoch müssten diese Phänomene auch einer sachlich haltbaren Einschätzung zugeführt werden und dürften nicht schon als bloß medienwissenschaftliche Aussagen unbestimmt bleiben. So nimmt Rinke grundsätzlich und pauschal an, dass die Aneignung der neuen Medien für beide Protagonistinnen eine therapeutische Wirkung hervorbringt, während die Diskussion von textuellen Anzeichen, die eher auf das Gegenteil hinweisen, unterbleibt. Wenn nämlich Hennings fiktives Tagebuch-Ich feststellt: „Ich spreche wie ein Automat“, wenn sie sich als „Aufnahmeapparat“ oder als „gewissenhafter Kodak wider Willen“ erkennt (S. 288f.) und wenn Keuns Erzähl-Ich schließlich sagt: „Aber ich will schreiben wie Film [...]. Und wenn ich später lese, ist alles wie Kino – ich sehe mich in Bildern“ (S. 292), dann wäre aus psychotraumatologischer Sicht eher eine defensive, traumakompensative und dissoziative Funktion dieser Form der medialen Interaktion zu erwägen. Es läge also durchaus näher, ein Leidenssymptom zu erkennen, als im guten Glauben an eine generell therapeutische Kraft der Kunst und der neuen Medien den – exemplarisch weiblichen – „Weg einer Traumaverarbeitung“ durch „kinematographisches Schreiben“ zu postulieren.

Auch wenn Rinke mit Verweis auf Irmgard Keuns *Das kunstseidene Mädchen* feststellt, dass sich im „literarischen Werk von Keun die Spur einer traumatischen Spaltung ausmachen [lässt]“ (S. 292), müsste dieser Befund zunächst spezifiziert werden, um einen wirklich weiter führenden Denkanstoß geben zu können. Der Hinweis darauf, dass Wunsch und Wirklichkeit der Großstadterfahrung in der Welt dieser Frauen auseinander klaffen, ist als Konkretisierung und Beleg dieser „traumatischen Spaltung“ bei weitem zu unpräzise. Und wenn anstatt dessen konstatiert wird, Keun und Hennings hätten sich mit jenem „kinematographischen Schreibstil“ zum „Speichermedium“ [gemacht]“ und würden so „den Weg einer Traumaverarbeitung einschlagen“, oder wenn es zu Hennings heißt, dass sie „als ‚Aufnahmeapparat‘“ die „Ereignisse festhält und dokumentiert“ und dass sie somit „in der Lage ist, ihr Trauma zu verarbeiten“ (S. 296), so sind dies bestenfalls die gut gemeinten Wünsche von Philolog/innen an ‚ihre‘ literarischen

Protagonist/innen (wie auch ehrerbietige Referenzen an bestimmte geisteswissenschaftliche Bezugsgrößen), aber keine belastbaren literaturwissenschaftlichen Schlussfolgerungen.

Wie sehr dergleichen pauschales therapeutisches Vertrauen in die Kraft des „Speichermediums“ weniger wissenschaftlich als vielmehr theorie-affirmativ und diskurspolitisch justiert sein mag, ließe sich in diesem Fall eventuell auch daran nachvollziehen, dass Rinkes Arbeit im Umkreis der Kultur- und Mediengeschichte eines Friedrich Kittler oder des feministischen Poststrukturalismus einer Christina von Braun entstand, ein Theorieumfeld, in dem Begriffe wie der des ‚Speichermediums‘ oder auch der des ‚Traumas‘ von einer beinahe euphorisch zu nennenden Grundeinschätzung begleitet sind, ohne jedoch in handlungstheoretischer Hinsicht fassbar und operationalisierbar zu sein. Jenseits ihrer deskriptiven Applikationen scheinen solche Zentralbegriffe auch von der konzeptuellen Aura eines mitunter ambivalent schillernden Charismas umgeben und von umfänglichen, aber nicht selten vage bleibenden ontologischen Geltungsansprüchen besetzt zu sein. Diese schlagen sich – das weiß man aus Erfahrung und kann es mittels Ressourcen der klinischen Psychotraumatologie, der empirischen Biographieforschung sowie der Organisationsanalyse konkretisieren – im institutionellen Bezug zwischen Lehrer/innen und ‚ihren‘ Schüler/innen immer auch in transgenerationalen Dynamiken der Denk-Verbindlichkeit nieder.

Betrachtete man dergleichen poststrukturalistisch inspirierte Phänomene der Medien- und Trauma-Ontologie in ihrer fach- und institutionengeschichtlichen Genese, so würden sie sich eventuell als Reflex der mentalitäts-dynamischen Tatsache verstehen lassen, dass man als Medien- und Kulturwissenschaftler seit den Neunzigerjahren jedenfalls eines nicht mehr sein will: nämlich ein ideologie-kritischer Medienverdächtiger, der, von vermeintlich ‚trivialen‘ und ‚system-affirmativen‘ Medienprodukten umgeben, deren (post-)imperialistischen Zugriff in Form eines ‚falschen Bewusstseins‘ wähnt und stets den Anfängen wehren möchte. Dergleichen Überlegungen würden zweifellos weiter führende Fragen der Mentalitätsgeschichte der deutschsprachigen Geistes- und Sozialwissenschaften in den Blick rücken, die hier nicht erörtert werden können, über die aber ohne Mühe abzusehen ist, dass sie auch per se historisch-psychotraumatologische Relevanz haben. Denn, so verstanden, stehen die bei Rinke spürbare Medieneuphorie sowie vergleichbare post-ideologische Phänomene als institutions-dynamische Gegenreaktionen gegen den ideologiekritischen Furor der 68er-Bewegung auch selbst noch im Kontext der Bearbeitung der deutschen NS- und Kriegsvorgänge, deren spezifischer Reflex die 68er-Bewegung war. Dabei sind die Adepten der verschiedenen Post-Schulen – sei es Poststrukturalismus, Postmoderne, Postkolonialismus, Posthistoire oder Postideologie etc. – umso mehr dem transgenerational-traumatischen Schatten dieser Dynamik unterworfen, je mehr sie den lieb gewonnenen

begriffsmythologischen Konzepten wie ‚Begehren‘ oder ‚Körpermedialität‘ größeren Respekt zollen, als sie dem Gegenstand selbst ergebnisoffenes Analyseinteresse entgegenbringen – und dieser Gegenstand ist hier kein geringerer als das menschliche Leiden von Einzelnen und Gemeinschaften in ihrer literarischen Reflexion.

Insofern mag das zunächst sympathische Wohlwollen der Interpretin, die im „kinematographischen Schreibstil“ einer sich zum „Speichermedium“ wandelnden Person etwas Hoffnungsvoll-Therapeutisches erkennen möchte, keineswegs so unschuldig sein, wie es zunächst scheint. Denn die (Selbst-)Beschreibung des komplizierten Leids einer durch Prostitutionserfahrungen traumatisierten Frau auf kunst- und medieneuphorische Weise in eine heilende Selbstermächtigung umzudeuten, heißt letztlich nichts anderes als: das Leid nicht wirklich anzuerkennen – und es somit den in den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stets andrängenden Gefährdungen von defensiver Traumabwehr und Retraumatisierung auszusetzen.¹ Konkreter gesprochen: Die Tatsache, dass Hennings oder Keuns Icherzählerin sich, ob nun mit manischem und/oder depressivem Grundton, als „gewissenhafter Kodak wider Willen“ und als „Automat“ fühlt, zu einem medien-euphorischen Licht- und Heilungszeichen umzudeuten, während sich hierin eigentlich hoch dissoziative Symptomformen und Belastungssituationen andeuten, ist nicht nur wenig überzeugend – diese Denkfigur läuft Gefahr, unvermerkten diskurspolitischen Zynismen im Kontext von Trauma-Theorien Vorschub zu leisten, und dies stellt einen wissenschaftsethischen Sachverhalt dar. Wenn man nämlich Traumabearbeitung als gesamtgesellschaftliche Aufgabe begreift, und dies ist aus therapie- sowie aus kulturwissenschaftlicher Hinsicht zwingend, dann hat jeder Traumadiskurs, auch und gerade der akademische, seinen spezifischen Anteil und seine besondere Verantwortung; und das heißt auch, dass er – im verminten Feld des ‚Handelns nach der Gewalt‘ – grundsätzlich der Gefährdung unterliegt, unwillkürlich gewaltförmige Handlungselemente auszuagieren und weiterzutragen.

Diese forschungsethische Dimension systematisch zu erwägen, ist in den Geisteswissenschaften jedoch leider vollkommen unüblich. Das ethische Anliegen gilt dort schon

¹ Ich gehe hier bewusst von einem Ansatz der Textinterpretation aus, der im Gegensatz zur philologischen Konvention den heuristischen Wert eines Konzepts der textimpliziten Psyche einer (Icherzähler-)Figur anerkennt, d.h. die die durch Formcharakteristika der Darstellung induzierten, leserseitig intuitiv gebildeten Annahmen über die mentale Situation – hier: das Leiden – einer fiktionalen Figur mitbedenkt (Weirnböck 2004, 2007h). (Diese sind freilich immer auch durch die lebensweltlichen Interaktionen und die Lebensgeschichte der Leser/innen mit den realen Anderen geprägt, und die Lektüre und Medieninteraktion wirkt auf diese zurück.) Auf die konzeptuelle Notwendigkeit den entsprechenden Grundannahmen des Theory-of-Mind-Ansatzes hinzuweisen (Zunshine 2004), ist gerade angesichts der notorischen Vorbehalte und Schwierigkeiten wichtig, die die durchweg texttheoretisch verfassten Philologien darin empfinden, Fragen und Verfahren der sog. psychologischen Figurenanalyse zu begegnen. Diese Vorbehalte scheinen manchmal vergessen lassen zu wollen, dass Literatur, Kunst und Medien nicht nur in textuellen Archiven niedergelegt, sondern unfraglich stets in menschliche Handlung und Lebensbewältigung eingebaut sind, weshalb deren systematische und ertragreiche Erforschung nicht anders denn auf der Grundlage von handlungstheoretischen und psychologischer Prämissen erfolgen kann.

durch den bloßen Umgang mit den wahren, guten und schönen Künste als a priori eingelöst, und die Kunstwissenschaften sehen sich somit selbstverständlich jeglicher diesbezüglichen Selbstreflexion enthoben – wodurch letztlich ein besorgniserregendes wissenschaftsethisches Vakuum gebildet ist. Das epistemologische Problem, das in Rinkes Aufsatz beispielhaft aufscheint, ist mithin von großer institutioneller und habitus-theoretischer Komplexität. Nicht nur nämlich halten die gezogenen Schlüsse bereits in sich, d.h. vor jeglichem Heranziehen von klinischem Spezialwissen einer genaueren Prüfung kaum stand; dazu sind sie zu vage. Und der epistemologische Ebenenunterschied zwischen einer text-interpretativen, hermeneutischen Exegese und einem rekonstruktiven, handlungslogischen Befund über (textimplizite) literarische/mediale Interaktion (je auf Seiten der/s Autor/in und der Leser/innen) bleibt vollends verdeckt bzw. ungenutzt, was freilich – so muss man einräumen – bei philologischen Interpretationsschlüssen beinahe durchweg der Fall ist.

Hinzu kommt: Die handlungstheoretische Abstinenz der Geistes- und Kulturwissenschaften muss zwangsläufig zu Konsequenzen führen, die den Beitrag, den die philologischen Diskurse zum gesellschaftlichen Fragenfeld der kulturellen Gewalt- und Traumabearbeitung leisten können, empfindlich schmälern. Und darin ist immer auch die Gefahr enthalten, dass diese Diskurse unvermerkt mit denjenigen diskursiven und psychosozialen Faktoren kongruieren, die den ängstlich-aggressiven Widerstand gegen und die mentale Abwehr von wichtigen Optionen der gesellschaftlichen und kulturellen Traumabearbeitung betreiben. Dies nämlich tun die Geistes- und Kulturwissenschaften unwillkürlich schon dann, wenn sie sich der handlungstheoretischen Dimension von kulturellen Artefakten verweigern und sich auf – wertfreie – Deskription sowie Form- und Ideengeschichte beschränken. Denn dadurch ist neben allen anderen zentralen Fragen des ästhetischen Handelns auch die Frage nach der gesellschaftlichen Traumabearbeitung in und durch Kunst und Medien von einer methodologisch angemessenen Erforschung ausgeschlossen.

Eine Wirkungskongruenz mit den abwehrdynamischen gesellschaftlichen Faktoren gehen die Geistes- und Kulturwissenschaften freilich insbesondere dann ein, wenn sie aus einem falsch verstandenen Interesse an der Güte, Wahrheit, Schönheit und Autonomie der Künste (und Medien) dahin gelangen, Indizien des psychotraumatischen Leidens von Menschen eigenwillig zu kulturellen Heilsbotschaften und -vollzügen umzudeuten, wenn sie also zu einem therapeutischen 'Speichermedium' erklären, was alle Anzeichen des Leidens an dissoziativen Phänomenen trägt. Insgesamt zeigt sich also das Bild einer fürsorglichen Belagerung und Einvernahme von menschlichem Leidensausdruck für das traditionelle philologische Anliegen der kunstreligiösen Verehrung von Kunst und Literatur. Umso dringender stellt sich die weiter unten von Martina Kopf formulierte Frage, ob man damit nicht „im Interesse der Täter handelt“ (S. 50).

Vor diesem ausdrücklich forschungsethischen Hintergrund muss auch bemerkt werden, dass einige Feststellungen, die Rinke trifft, schon in Terminologie und Formulierung unglücklich gewählt scheinen. Wenn z.B. gefolgert wird, dass die „spezifisch weibliche Stadterfahrung“ ein „narratives Verfahren“ inspiriert, „dass den von der Traumatisierung zeugenden Körper als medialen Ort einer neuen Selbstkonstitution bestimmt“, mag dies zunächst lediglich eine jener oben monierten begrifflichen Vagheiten sein – und befindet sich dabei durchweg innerhalb der allgemeinen Standards von geisteswissenschaftlicher Schlussbildung. Verdacht erregen muss jedoch, dass das gerade noch der Prostitution unterworfenen weibliche Subjekt wiederum als „Körper“ adressiert wird, wie auch als „Medium“ (für wen oder was eigentlich?), dass es zudem – für welche philosophischen Fremdinteressen auch immer – in einen „Zeugen“-Stand gerufen, dann zu einem „Ort“ gemacht und einem Konzept der „Medialität des Körpers“ bzw. des „Speichermediums“ unterworfen wird (S. 284, 288). In dergleichen Metaphorik scheinen Handlungslatenzen der Verdinglichung virulent zu sein, die jeder/m klinisch psychotraumatologisch versierten Leser/in Sorge bereiten wird.

Martina Kopf: Wissenschaftlich fundierte Kulturanalyse jenseits von europäischen Kanons und Theorie-Dynastien

Positiv sticht davon Martina Kopfs durchaus im philologischen Duktus geschriebenes Buch über die Texte zweier afrikanischer Autorinnen ab, und zwar gleichermaßen in sachlich-wissenschaftlicher wie in forschungsethischer Hinsicht. Kopf schreibt über die im deutschsprachigen Raum durchaus nicht unbekanntes Autorinnen Assia Djebar und Yvonne Vera, die vor dem Hintergrund von Bürgerkriegen sowie von innergesellschaftlich und kolonialisierungs-geschichtlich bedingten Gewaltformen in- und außerhalb von Familien vertiefte Einblicke in die psychosoziale Situation ihrer Heimatländer Algerien und Simbabwe geben. Schon im Roman *Nervous Conditions* von Yvonne Veras Schriftstellerkollegin und Vorgängerin Tsitsi Dangarembga, wird die „bis dahin ungeschriebene [...] Geschichte schwarzer weiblicher Adoleszenz“ in der kolonialen Gesellschaft des Smith-Regimes im Rhodesien der 1960er Jahre deutlich (S. 161). Im unseligen Ergänzungsverhältnis der zwei korrespondierenden patriarchalen Strukturzusammenhänge des kolonialistischen und des traditionellen Kontexts stehen neben der verrohenden Bürgerkriegs-Erfahrung diejenigen Erlebnisse von Inzest, Vergewaltigung und Gattenmord, die sich beim töchterlichen Opfer aus Veras *Under the Tongue*, Zhizha, in Sprachverlust und dissoziativen Zuständen niederschlagen, dies in einem Kulturraum, in dem so regelhafte psychotraumatische Folgeaktionen seitens des örtlichen Gesundheits- und

Gemeinwesens gar nicht bekannt und vorgesehen zu sein scheinen. Bereits Dangarembgas Roman thematisierte das Vorurteil, dass Schwarze nicht psychisch krank sein bzw. nicht psychisch leiden können, das z.T. bis heute wirksam ist und auch in die Rezeption afrikanischer Literatur hinein reicht.

Ein traditionell-vormoderner Hintergrund dieser zunächst wesentlich durch den Bürgerkrieg bedingten Eskalationen entfaltet sich, wenn Veras Roman aufzeigt, wie die Großmutter der Protagonistin im Dorf ihres Mannes zuerst wegen ihrer Kinderlosigkeit sozial verachtet und nach der späten Geburt eines Sohns, der allerdings behindert und an einem Wasserkopf erkrankt war und früh verstarb, der Hexerei beschuldigt wurde, woraus dann der Zwang entstand, in die Township der Stadt zu ziehen. In sachlicher Hinsicht aufschlussreich bei der Darstellung von dergleichen bedrückenden Zusammenhängen ist, wie dieser strukturell hoch komplexe Roman die filigranen psychodynamischen Gesetzmäßigkeiten der transgenerationalen Übertragungseffekte im Kontext von Familiengeheimnissen über drei Generationen hinweg nachvollzieht, Zusammenhänge, die auch in der westlichen Welt erst seit kurzem ansatzweise bekannt und von den Literaturwissenschaften noch gar nicht mit hinreichender Präzision aufgenommen wurden.

Dabei hat es der lesende wie auch der wissenschaftliche Nachvollzug mit überaus kreativen, teils imaginativen teils dissoziativen Bildwelten zu tun, die ihre eigene literarische Faszination entwickeln. Denn allegorische Körper- und Geist-Landschaften geben diese Leidenszusammenhänge in eindringlicher bildlicher Dichte wieder: „Meine Zunge ist ein Fluss [...], ist schwer vor Schlaf. Ich weiß, ein Stein liegt in meinem Mund begraben, unter meiner Zunge getragen. Meine Stimme hat mich verlassen“ (S. 168), so spricht die Tochter Zhizha, das Opfer der Sexualübergriffe des Vaters, den die Mutter darum tötete. Schon sprachlich-bildlich darin mit enthalten ist jedoch auch das dramatische Geheimnis der Großmutter und ihres verstorbenen Sohns, das sich in der folgenden, der obigen vorausliegenden Passage ausspricht: „Mein Sohn ertrank eines Nachts während er schlief. Er ertrank, ein wildes Ertrinken. Ich begrub ihn im stimmlosen Inneren meines Herzen. Er ist der Sohn vom Grunde meiner Selbst. Tonderayi. Einer, der sich erinnert“ (S. 167). Unter der Zunge und sozusagen unter dem Herzen der Enkelin getragen wird der unter solchen Umständen nicht bewältig- und erzählbare Schmerz der Großmutter über den Tod ihres Kindes. Die Enkelin hat ihn als Stein unter der Zunge getragen, die jedoch auch, wengleich schlaftrunken, im Fluss ist, also in der dritten Generation tendenziell zur literarischen Sprache wird.

Aus solchen sprach-bildlichen Zusammenhängen die transgenerationalen Traumawirkungen auf die Enkelin eindrücklich nachzuvollziehen und zu zeigen, dass nicht nur „die seismographische Wahrnehmung der Kinder“ in ihrer Feinheit „die Vorstellungskraft der Erwachsenen“ übersteigt,

sondern auch, dass sich diese Feinheiten mit großer Sensibilität in Literatur einschreiben und dort mit feinem Sinn gelesen werden können, dies ist Gegenstand und Leistung von Kopfs Buch. Zhizha, der Enkelin und Icherzählerin, ist aufgetragen, die Verknüpfungen herzustellen und die Erzählungen zu erschließen, die ihrem nie erwachsen gewordenen Onkel schon im Namen mitgegeben wurde: „Tonderayi. Einer, der sich erinnert“ (S. 168). Zhizhas eigener Name heißt deshalb: ein Regen, „der milde Regenfall nach der Ernte, ein friedlicher Regen, der nicht fällt, um etwas zum Wachsen zu bringen, sondern aus Gnade“. In dieser „Gnade“ mag die Fähigkeit mitgedacht worden sein, als Zeug/in zuhörend und/oder lesend jene Haltung des Zuhörens einzunehmen, die man auch im therapeutischen Austausch und Containing erreicht und die hilft, die ausdrucks-suchenden Geschichten und Gefühle zusammen mit und für die/en Erzählende/n zu erschließen, wie auch für sich selbst.

Eine „Gnade“ für die Literaturwissenschaft ist jede/r, die/er es vermag, dergleichen (Handlungs-)Zusammenhänge in literarischen Texten aufzuweisen, mit forschungsethischem Respekt vor dem dargestellten Leid sowie der Leistung der literarischen Schmerzbearbeitung zu erfassen und frei von unredlichen Ambitionen der Theorieaffirmation darzustellen. Kopf vermag genau dies, indem sie nicht nur die inhaltlichen, sondern vor allem die formalen Hinweise sammelt, genaue Beobachtungen zur spezifischen Erzähl- und Zeitstruktur der Texte anstellt und die Phänomene vor dem Hintergrund des klinischen Wissens über die Psychodynamik von seelischer Verletzung, Abwehr und Therapie erklärt. Denn, dass jener Roman einen zeitlos-dissoziativen und einen chronologisch-auktorialen Erzählstrang nebeneinander stellt, ohne beide letztlich zusammenführen zu können/wollen, ist nicht nur ein originäres avantgardistisches Moment im nicht-europäischen, afrikanischen Kontext. Und dies mag – nebenher gesagt – darauf aufmerksam machen, wie sehr schon die vielfach dissoziations-logischen Stile der europäischen Avantgarden akuten Leidenszusammenhängen geschuldet waren, so dass ihnen der kunstreligiös-messianische und auch der politisch-revolutionäre Zuspruch, den sie vielfach erhielten, nicht wirklich gerecht werden konnte (Weilnböck 2005a); Kopfs kurzer Hinweis auf Ingeborg Bachmann mag versucht haben, dies anzudeuten (S. 184). Jene dissoziative Erzähl- und Zeitstruktur von Veras Roman ist freilich auch als gestisch-narrativer Nachvollzug einer psychotraumatischen Befindlichkeit zu verstehen. Somit lassen sich Struktur- und Inhaltsindizien zu einem differenzierten Befund darüber zusammenführen, wie sich in den Texten immense menschliche Leiderfahrungen auf ihre sprachlich-narrative Bearbeitung hinzubewegen suchen (S. 185, Weilnböck 2005b).

Erkenntnisfördernd und erholsam gleichermaßen ist, wie Kopf diese „Hinweise auf ein Fehlen in der Sprache“ nicht als kunst- und theoriereligöse Epiphanien einer Krypta, Lücke, oder

eines Void etc. liest, um diese dann in ihrem ästhetischen und vergangenheitspolitischen Anwendungszusammenhang zu goutieren. Denn es ist in vielen der trauma-philosophischen Kontemplationen, die in letzter Zeit von geisteswissenschaftlicher Seite ausgingen, um jenes in der Tat psychotrauma-spezifische „Fehlen“ von Sprache einen geradezu geheimwissenschaftlicher Weihrauch verströmt worden. Und weil, wo Weihe ist, Sprechtabu herrscht, heißt es dann, dass das „im Trauma Vergessenen“ eigentlich das „adäquat Bewahrte“ ist, und dass das Trauma der Narration „unverfügbar bleiben“ müsste, zumal es „dem Gedächtnis“ immer schon „eingeschrieben“ ist, und zwar per se, als sozusagen fundamental-ontologisches Essenzial (so z.B. bei Weinberg 1999, S. 206 vgl. Weilnböck 2006c, 2007e). Eine Versündigung an diesem Tabu entspricht in dieser Logik einem „Sakrileg“, genauer: dem Delikt der untunlichen „Exkorporation des Traumas“, was der Beteiligung an „einem Verrat“ gleichkommt, „der den Toten die Treue bricht“ (Sebald in Braese 2003, S. 969).

Mit diesem Pathos rufen die teils poststrukturalistisch, teils konventionell-philologisch ausgerichteten Trauma-Philosophien zur diskurspolitischen Wahrung „der Integrität des Traumas“ auf und zum Schutz vor nicht näher bezeichneten Trivialisierungen und Banalisierungen. Die Gefährdung scheint dabei jedoch eher von ihnen selbst auszugehen, denn die fürsorglichen Belagerer *des Traumas* nehmen es gleichzeitig als ein besonderes Kulturgut für sich in Anspruch, entrücken es in den Anbetungsraum der alteuropäischen Kunstideologien und verbuchen es für ihren „Zuständigkeitsbereich“ als Geisteswissenschaftler/innen (Weilnböck 2007f). Dies impliziert immer auch, dass jede angemessene künstlerische und narrative Darstellung – und nur diese sind überhaupt lizenziert – das Trauma gleichzeitig auch bewältigt und ‚heilt‘.

Umso erholsamer ist es, wenn Kopf jenes „Fehlen in der Sprache als Anregung zur Vorsicht“ versteht, „Vorsicht vor schnellen Schlüssen“ (S. 183f), Vorsicht auch vor der Verführung des projektiven Happy-Ending, das in den Texten gleich auch „eine ‚Heilung‘ oder ein geglücktes Entkommen aus der Spirale von Gewalt und Trauma“ lesen will und damit unseren eigenen „Wünschen an die Geschichte“ Raum gibt, anstatt sich um ein genaues – und traumatherapeutisches – Zuhören zu bemühen (S. 189f., 199ff.); Vorsicht aber auch und vor allem vor eigensüchtigen theoretischen und/oder ideologischen Ambitionen, die den Text, wie die eben erwähnten Theoretiker/innen dies tun, zur Affirmation von liebgewonnen philologischen Trauma-Philosophien instrumentalisieren oder ideologiekritische Streithaltungen speisen. Denn hierbei wird z.B. „der Verlust des Sprechens aus patriarchalen Vorschriften“ abgeleitet, die „den Schmerzensschrei aus dem weiblichen Körper abwürgen“, während hier doch vielmehr die Geduld und Präzision gefragt wäre, die genauen mentalen und sozialen Funktionszusammenhänge von Gewalt, Schmerz und Schweigen sowie von erzählend-zuhörender Bearbeitung – gerade auch in

der Fiktion – nachzuvollziehen; schon deshalb, um klüger und nachhaltiger intervenieren zu können (S. 194).

Auch die sehr umsichtige theoretische Selbstverortung des literaturwissenschaftlichen Tuns, die Kopf erarbeitet, verdient Aufmerksamkeit, denn sie kann angesichts des allenthalben wuchernden Diskurs-Dickichts an poststrukturalen und konservativ-philologischen Trauma-Ambitionen heute keiner/m Philologen/in leicht fallen. Ausgehend von einer konstruktiv-kritischen Gegenüberstellung von Judith Hermanns Ansatz, der sich auf innerfamiliäre und geschlechterdynamische Formen der Gewalt konzentriert, mit der von Werner Bohleber zusammengefassten Forschung über den Holocaust und die transgenerationalen Folgen stellt Kopf fest, dass der westlich orientierte Blick angesichts des afrikanischen Kontexts einer spezifischen imperialismus-theoretischen Ergänzung bedarf – im Sinne von Frantz Fanons *Die Verdammten dieser Erde*. Kopf klagt somit die globale Dimension der Forschungsethik von kulturwissenschaftlicher Traumaforschung ein.

Nur kurz streift Kopf die tückischen Breitengrade derjenigen Diskurse, die die ‚Unsagbarkeit und Nicht-Erzählbarkeit des Traumas‘ letztlich wörtlich und kultur-imperativ verstehen und in eigentümlich überbordender Angst vor entheiligenden „Banalisationen“ des Traumas den „Schwerpunkt meist auf dem Problem der Repräsentation“ setzen und darüber die narrative und kulturelle Grundherausforderung jeglicher Traumabearbeitung aus dem Blick verlieren (S. 45). Kopf unterstreicht demgegenüber, dass es vor allem um die „Ausweitung der Grenzen des Sagbaren und Darstellbaren“ geht, also „um die höchst schwierige Suche nach sprachlichen Formen“ (S. 44ff.). Somit lässt sie an der kategorialen „Notwendigkeit des Erzählens (,nécessité de la narration‘)“ (S. 61), die die Poetologien ihrer beiden Gewährsfrauen Vera und Djebar formulieren, keinen Zweifel.

Die Kenntnis der neueren klinisch-psychodynamischen Psychotraumatologie, wie sie z.B. von Fischer/Riedesser, Luise Reddemann oder auch Mathias Hirsch vertreten wird, hätte diesen Standpunkt weiterhin absichern und differenzieren können. Auch wäre vielleicht eine noch engere Zusammenführung von Textexegese und Psychotrauma-Forschung manchmal hilfreich gewesen. Dies schon allein deshalb, weil man sonst ungewollt der weit verbreiteten und beliebten Illusion der Geisteswissenschaften Vorschub leistet, der philosophische Hermeneut vermöchte den Nachvollzug der trauma-dynamischen Zusammenhänge ‚im Text‘ schon allein aus sich selbst und seinen allgemein-philologischen Ressourcen heraus zu leisten, ohne auf die einschlägigen Spezialwissenschaften zurückgreifen zu müssen. Ein beherrzter Fachterminus kann da manchmal in heilsamer Ernüchterung vorbeugen. Denn es gilt zu verhindern, dass philologische Begriffs-Anverwandlungen in wohlfeiler Fremdwort-Phobie

das ‚Fremdwissenschaftliche‘ nicht nur hermeneutisch eindeutschen, sondern aktiv umbiegen und in Richtung der eigenen hermeneutischen Interpretationsgewohnheiten passförmig machen, so dass es dann plötzlich heißen kann, dass das Psychotrauma der Narration „unverfügbar bleiben“ müsste.

Ganz eigenständig jedoch hebt Kopf, die sich als Afrikanistin mit Selbstverständlichkeit in größerer interdisziplinärer Nähe zu den Geschichts- und Sozialwissenschaften bewegt, die zumeist vernachlässigte „objektbeziehungs-theoretische“ Komponente von Erzählen und Erinnerung hervor (S. 43). Trefflich ist die Erinnerung daran, dass man hinsichtlich der medien- und kunstrichterlich bitter umkämpften ‚Adäquatheit der Repräsentation‘ ein wenig Entspannung einkehren lassen kann, sobald man berücksichtigt, dass es – objektbeziehungs-theoretisch gesehen – mindestens zur Hälfte auf die Rezeption durch die „aktiven und imaginativen ZuhörerInnen“ ankommt (S. 201). In Analogie zur therapeutischen Praxis gilt nämlich: „Rekonstruktion von Erinnerung“ und „Rekonstruktion von Beziehung“ sind zwei notwendig aufeinander bezogene Elemente (S. 43); und Beziehung heißt Zuhören-Können im therapiewissenschaftlichen Sinn – auch lesend und schreibend. Wenn also Kopf ihrer Überzeugung Ausdruck verleiht, dass „gute Schriftstellerinnen in erster Linie Menschen [sind], die gut zuhören können“ (S. 58), mag das in der personalisierten Weise zunächst ein wenig verblüffen. Jedoch ist diese Pointierung profund interaktions- und gegenübertragungstheoretisch gemeint, denn jener Schriftsteller/innen-Typus hat eine „simultane Aufmerksamkeit für sich selbst“ und „die Erzählungen [seiner] Zeit“, und zwar auch dafür, was diese Erzählungen nicht nur enthalten, sondern was sie in ihren Hörer/innen und Leser/innen „wachzurufen“, d.h. auf sie zu übertragen vermögen, sowie ferner dafür, was diese Erzählungen verschweigen und was also der Hörer/innen-„Beziehung“ zu erschließen und zu bearbeiten aufgetragen ist. Wenngleich Kopf die psychoanalytische gegenübertragungstheoretische Literaturwissenschaft, die jedoch mittlerweile akademischerseits kaum noch nachhaltig vertreten wird (vgl. Pietzcker 1992, Raguse 1994, Weirnböck 2004, 2006e, 2007h), nicht kennt und/oder mit einbezieht, scheint sie sie geradezu antizipieren zu wollen.

Nicht als Kunstrichter/innen und Diskurspolizist/innen sind wir also gefragt, sondern als persönliche, abgegrenzt-empathische Leser/innen, die sich auf das komplexe beziehungs-dynamische „Zusammenspiel von Zuhören, Bezeugen und Erinnern“ einlassen, was angesichts der nicht so sehr diskursiven als vielmehr emotionalen Tücken des Erzählens und Hörens über gewaltförmige Ereignisse Herausforderung genug ist. Denn jegliche Handlungsdynamik der Gewalt ist emotional „ansteckend“, verführt zum Ausagieren und zur transgenerationalen Weitergabe sowie zur institutionellen Verfestigung ihrer Strukturen. Über Trauma und Gewalt kann man deshalb nicht einfach lesen – wenn je diese Simplität existierte –

man muss sich zu ihnen verhalten (S. 49ff.), und dabei ist es immer auch darum zu tun, der Gefahr zu begegnen, „im Interesse der Täter [zu] handeln“ (S. 50) – und das trifft auch auf die theoretischen Diskurse über Trauma zu. In diesem spezifischen Sinne handelt es sich also wirklich um „eine Frage des Lesens, eine Frage danach, was im Moment des Lesens *geschieht*“ (S. 60).

Genauso einfach wie zwingend ist auch Kopfs logische Herleitung dahingehend, dass die „oft heftig in Abrede gestellte [...] Legitimation einer ästhetischen [und fiktionalen] Auseinandersetzung [mit menschlicher Grausamkeit]“ durchaus besteht, ja sogar eine unbedingte Erfordernis darstellt. (Man denke an die Debatten um die Tücken der medialen Shoah-Darstellungen; Weirnböck 2003b.) Denn aufgrund der bekannten und vielfach erörterten Artikulationshemmnisse bei traumatischen Erfahrungen ist ohnehin „jede Darstellung von Gewalt und Trauma“, auch die dokumentarische und vermeintlich nicht-fiktionale, „notwendigerweise bis zu einem gewissen Grad Fiktion“ (S. 53). Statt also „zu sagen, die Faktizität von Gewalt und Leid verbiete eine imaginative und kreative Auseinandersetzung“, schlussfolgert Kopf resolut, „dass sie im Gegenteil danach verlangt“. Auf die Tatsache, dass „die Fähigkeit zur Imagination als eigentliche Gegenkraft zum Zusammenbruch des Konstruktionsprozesses und zur Auslöschung von Form und Struktur“ gelten muss, hätten die Philologien freilich bereits anhand der trauma-spezifischen Therapieform, nämlich der Imaginativen Traumatherapie (nach Reddemann), stoßen können – wenn die Philologien denn überhaupt klinische Ressourcen ernsthaft beherzigten.

Die literaturwissenschaftliche Umsetzung dieses Konzepts vom menschlich einlässlichen Erzählen-Zuhören ist die handlungstheoretische Hinwendung zu Literatur als menschliche Interaktion. Sie durchzieht das Buch von seiner im Grunde rezeptionsästhetischen Ausgangsfrage her: „Wie kann es sein, dass mir dieses Buch gefällt?“ (S. 9), bis zu den letzte Zeilen, fragend nach der „Art und Weise, wie Veras Sprache uns veranlasst, hier zu sein, dabei zu sein [...] anwesend zu sein und unsere Präsenz spüren zu lassen“ (S. 198). Jenseits aller expliziter Ideologie- und Gesellschaftskritik ist Kopf der eigentlichen Wirkungskraft von Literatur über Gewalt und Trauma auf der Spur, die auffordert und anbahnt, dass Leser/innen unwillkürlich ihre „Präsenz spüren lassen“, auch im wirklichen Leben. Die daraus sich ergebende Konsequenz für die Theorie und Praxis der Literaturforschung, die, gemessen am gegenwärtigen Stand der gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen, hier anzuschließen wäre, ist eine auf handlungstheoretischer Basis erfolgende Kulturforschung, die mit psychodynamischen Konzepten der (Gegen-)Übertragung und des Containing ausgestattet ist und die Textrekonstruktion durch methodenkontrollierte qualitativ-empirische Rezeptions- und Produktionsuntersuchungen ergänzt (Weirnböck 2002a, b, 2003a, 2007b, c).

Die Herausforderungen der interdisziplinären Wissensverschränkung und Forschungsethik

Kopfs Buch wie auch der engagierte und in vielem zukunftsweisende Band von Fraisl/Stromberger lassen das Potenzial, ja die unabdingbare Notwendigkeit einer intensiven interdisziplinären Wissensverschränkung mit den klinischen Disziplinen erkennen, freilich auch die momentane, nicht unproblematische Situation in den geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächern. Die Tatsache, dass drei der fünf literaturwissenschaftlichen Band-Beiträge überhaupt keine oder keine ausreichend profunde Auseinandersetzung mit den Ressourcen der Psychotraumatologie (oder mit anderen Psychologien) führen und dass dies grosso modo auch auf die urbanistischen Beiträge zutrifft, umreißt die Herausforderung für die Zukunft. Dabei darf meine akzentuiert kritische Lesart von Rinkes Beitrag keinesfalls übersehen lassen, dass auch er wie Fraisl/Strombergers Band als ganzer frei bleibt von jenen eklatanten Missbräuchen des Traumbegriffs, die – wie oben kurz angesprochen – zumeist in der unseligen Konjunktur der poststrukturalistisch inspirierten Trauma-Ontologien und -Melancholien stehen, dabei aber den konventionellen philologischen Verfahrenslogiken strukturanalog sind (Weilnböck 2007e). Von ihnen hat Dominick LaCapra mit Recht gesagt, dass man sie im therapie-logischen Sinn *durcharbeiten* muss und sich nicht verführen lassen darf, sie in kunstreligiöser Theorie-Zelebrierung zu goutieren, weil sie letztlich „Verschiebungen und Verzerrungen von Aspekten des historischen Katastrophenereignisses der Shoah“ sind (1994, 98; in Mahler-Bungers 2000, 30; vgl. auch Kaplan 2005).

Dass alle Beiträge es vermögen, angesichts des je ausgewählten Gegenstands die immense Relevanz der psychotraumatologischen Ressourcen unter Beweis zu stellen, ist jedenfalls eine der großen Leistungen beider Bücher. Damit nämlich ist die Dringlichkeit einer theoretischen und methodologischen Klärung sowie einer systematischen handlungswissenschaftlichen Grundlagenforschung über Fragen von Literatur/Kunst/Medien und psychosozialer Traumabearbeitung unterstrichen, eine Dringlichkeit, die im Mainstream der Literaturwissenschaften aufgrund der dort wirksamen theoretischen Vorbehalte und gegenstandslogischen Begrenzungen kaum je als solche empfunden wird.

Wenn also aus dem bei Rinke angesprochenen Problem eine institutionslogische Konsequenz zu ziehen wäre, dann betrifft sie vor allem die großen Doktor-Mütter und -Väter der geisteswissenschaftlichen Fakultäten an deutschen Universitäten. Diese nämlich täten gut daran, eine Kehre zu vollziehen, weg von den weitgehend hermetischen und nicht selten genauso enigmatischen wie doppelbindenden Modellentwürfen – und für die Vertreter/innen des Mainstream heißt dies: weg von der rein textlogischen, deskriptiv form- und ideengeschichtlichen sowie anti-empirischen Verengung auf Kontemplationen zum Wesen der Kunst an sich. Davon

weg vollzöge sich diese Kehre hin zu transparenten und intersubjektiv nachvollziehbaren Argumentationsführungen sowie zu interdisziplinären Vorgehensweisen, die dezidiert handlungstheoretisch perspektiviert sind. – Beruhen doch Kunst und Kultur ganz zweifellos auf Handlungen, und sind doch literarische Werke im Wesentlichen nicht als die materielle Papiervorlage zu identifizieren, auf die sie als Text gedruckt sind, sondern als mentale Interaktion, die sich in den subjektiven Momenten der Produktion und Rezeption herstellt und die in den entsprechenden privaten und öffentlichen Diskursen auch intersubjektiv sprachmächtig und gesellschaftlich wirksam wird.

Zudem ist diese schon seit langem überfällige methodologische Kehre der Geisteswissenschaften inzwischen durch die jüngsten Entwicklungen in der qualitativen Sozialforschung hinlänglich vorbereitet. Diese nämlich sind nicht mehr rein quantitativ messend, sondern auch hermeneutisch-sinnrekonstruktiv geworden, beherzigen dabei aber eine viel größere Methodenkontrolle des Vorgehens, die die Geisteswissenschaften für sich nutzbar machen könnten, um dem notorischen Vorwurf des rein Spekultativen und Unwägbareren ihrer Befunde besser gerecht zu werden. Und diese Kehre war eigentlich auch schon innerhalb der Philologien, z.B. durch die strukturalistischen Textanalyseverfahren und den rezeptionsästhetischen Impetus immerhin angedeutet. Umso näher liegt es heute, in Zusammenarbeit mit der qualitativen sowie psychologischen Sozial- und Medienforschung kombinierte Arbeitsansätze zu entwickeln und für eine handlungstheoretische Kulturwissenschaft nutzbar zu machen. Der Aufwand scheint lohnend, könnte er doch dahin führen, dass über die Theoriemodelle und Arbeitsansätze der Geisteswissenschaften beides nicht mehr gesagt werden könnte, einmal: ‚das kann man nicht verstehen, das muss man glauben‘, und zum Anderen: ‚das ist hübsch und deskriptiv, aber für empirische, nicht-spekulative Fragen des ästhetischen und kulturellen Handelns nicht brauchbar und nicht einmal anschließbar‘.

Dies beinhaltet freilich immer auch eine entscheidende forschungsethische Konsequenz auf der Ebene der institutionellen Verfahrensstrukturen. Denn die Studierenden und Mittelbauvertreter/innen, die die Doktor-Väter und -Mütter manchmal ‚ihre‘ SchülerInnen nennen, wären daraus entlassen, jene transgenerationalen Denk-Verbindlichkeiten und Interpretationsgewohnheiten zu erfüllen und weiter zu führen, die das Fach in eine insgesamt so bedenkliche Lage gebracht haben.

Alexander, J.C. et al. (2004). Cultural Trauma and Collective Identity. Berkeley: University of California Press.

- Baer, U. (Hrsg.) (2000). „Niemand zeugt für den Zeugen“. Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah. Frankfurt a.M.
- Bohleber, W. (1998). Transgenerationales Trauma, Identifizierung und Geschichtsbewusstsein. In: Rüsen, J./Straub, J. (Hrsg.). Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Erinnerung, Geschichte, Identität 2. 256-275. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bohleber, W. (2000a). Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse. In: Psyche 9/10. S. 797-840.
- Bohleber, W. (Hrsg.) (2000b). Trauma, Gewalt und kollektives Gedächtnis. Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen. Heft 9/10.
- Braese, S. (2003). Zwischen Trauma und Publikum – Zeugenschaft und Literatur am Beispiel Primo Levis. Psyche, 9/10, 960-981.
- Daufenbach, C. (2002). Ground Zero/Vietnam. Wahrnehmung, Trauma und kollektive Erinnerung. In: Sielke, S. Der 11. September 2001. Fragen, Folgen, Hintergründe. Frankfurt a.M.
- Erl, A. (2003). Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. In: Nünning, A./Nünning, V. (Hrsg.). Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart.
- Eyerman, R. (2001). Cultural Trauma. Slavery And the Formation of African American Identity. Cambridge: Cambridge University Press.
- Fischer, G./Riedesser, P. (1998). Lehrbuch der Psychotraumatologie. München: Ernst Reinhardt.
- Fricke, H. (2004). Das hört nicht auf. Trauma, Literatur und Empathie. Göttingen: Wallstein-Verlag.
- Giesen, B. (2004). The trauma of perpetrators: The holocaust as the traumatic reference of german national identity. In: Alexander, J.C. et al. Cultural Trauma and Collective Identity. Berkeley: University of California Press.
- Halbwachs, M. (1985/1925). Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt a.M.
- Hartman, G. (1999). Der längste Schatten. Berlin.
- Hartman, G. (2000). Intellektuelle Zeugenschaft und die Shoah. In: Baer, U. (Hrsg.). „Niemand zeugt für den Zeugen“. Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah. S. 35-52. Frankfurt a.M.
- Hirsch, M. (Hrsg.) (2002). Der eigene Körper als Symbol? Der Körper in der Psychoanalyse von heute. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Hirsch, M. (2004). Psychoanalytische Traumatologie – Das Trauma in der Familie. Psychoanalytische Theorie und Therapie schwerer Persönlichkeitsstörungen. Stuttgart: Schattauer.
- Jannidis, F./G. Lauer/M. Martínez/S. Winko (Hrsg.) (1999). Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen.
- Jovanovic, G. (2003). Trauma im gesellschaftlichen Umbruch. In: Ottmüller, U.; Kurth, W. (Hrsg.). Trauma, gesellschaftliche Unbewusstheit und Friedenskompetenz, Jahrbuch für psychohistorische Forschung 3. S. 127-142. Heidelberg: Mattes.
- Kansteiner, W. (2004a). Genealogy of a Category Mistake: A Critical Intellectual History of the Cultural Trauma Metaphor. In: Rethinking History 8, S. 74-95.
- Kansteiner, W. (2004b). Menschheitstrauma, Holocausttrauma, kulturelles Trauma: Eine kritische Genealogie der philosophischen, psychologischen und kulturwissenschaftlichen Traumaforschung seit 1945. In: Jaeger, F./Rüsen, J. (Hrsg.). Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 3. Themen und Tendenzen. S. 109-138. Stuttgart: Metzler.
- Kansteiner, W./Weilnböck, H. (2007). Cultural Trauma – A Critique. In: Erl, A./Nünning, A. (Hrsg.): Cultural Memory Studies. An International and Interdisciplinary Handbook. Berlin: De Gruyter. Im Druck.

- Kaplan, A. E. (2005). *Trauma Culture. The Politics of Terror and Loss in Media and Literature*. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Keilson, H. (1979). *Sequenzielle Traumatisierung bei Kindern*. Enke Stuttgart.
- Kühner, A. (Hrsg.) (2002). *Kollektive Traumata. Eine Bestandsaufnahme. Annahmen, Argumente, Konzepte nach dem 11. September*. Berlin.
- LaCapra, D. (1994). *Representing the Holocaust – History, Theory, Trauma*. Ithaca: Cornell University Press.
- Langer, L. (1991). *Holocaust Testimonies: The Ruins of Memory*. New Haven: Yale University Press.
- Laub, D./Felman, S. (1992). *Testimony. Crisis of Witnessing in Literature, Psychoanalysis, and History*. New York, Routledge.
- Lohl, J. (2006). „Jüdischer Krieg“ und „mörderische Wut“. Zum Stellenwert psychoanalytischer Traumakonzepte im wissenschaftlichen Diskurs über den Umgang mit der NS-Vergangenheit auf der „Täterseite“. In: *Psychosozial* 106, S. 125-137.
- Mahler-Bungers, A. (2000). „Das Wort entschlief, als jene Welt erwachte.“ Zur Literatur des Holocaust. In: W. Mauser/C. Pietzcker (Hrsg.), *Freiburger literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse* 19, Trauma. S. 24-54. Würzburg: Königshausen/Neumann.
- McFarlane, A./Van der Kolk, B. A. (2000). Trauma – ein schwarzes Loch. In: A. McFarlane, B. van der Kolk, Lars Weiseth (Hrsg.). *Traumatic Stress: Grundlagen und Behandlungsansätze. Theorie, Praxis und Forschung zu posttraumatischem Stress sowie Traumatherapie*. S. 36-55. Paderborn: Junfermann.
- Meister, J.-C./Kindt, T./Schernus, W. (Hrsg.) (2005). *Narratology Beyond Literary Criticism. Mediality, Disciplinarity*. Berlin: De Gruyter.
- Palmer, A. (2005). The Lydgate Storyworld. Cognitive Frames and Fictional Minds. In: J.-C. Meister, T. Kindt und J. Schernus (Hrsg.). *Narratology Beyond Literary Criticism. Mediality, Disciplinarity*. S. 151-172. Berlin: De Gruyter.
- Pietzcker, C. (1992). *Lesend interpretieren. Zur psychoanalytischen Deutung literarischer Texte*. Würzburg: Königshausen/Neumann.
- Rabelhofer, B. (2006). *Symptom, Sexualität, Trauma. Kohärenzlinien des Ästhetischen um 1900*. Würzburg: Königshausen/Neumann.
- Raguse, H. (1994). *Der Raum des Textes. Elemente einer transdisziplinären theologischen Hermeneutik*. Stuttgart, Berlin, Köln.
- Reddemann, L. (2001). *Imagination als heilsame Kraft*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rüsen, J./Straub, J. (1998) (Hrsg.). *Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Erinnerung, Geschichte, Identität 2*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Scherpe, K. R. (Hrsg.) (1988). *Die Unwirklichkeit der Städte*. Reinbek: Rowohlt
- Scherpe, K. R. (Hrsg.) (2002). *Stadt, Krieg, Fremde. Literatur und Kultur nach den Katastrophen*. Tübingen Francke.
- Schönau, W. (1991). *Einführung in die psychoanalytische Literaturwissenschaft*. Stuttgart: Metzler.
- Smelser, N. J. (2004). Psychological and Cultural Trauma. In: Alexander, J.C. et al. *Cultural Trauma and Collective Identity*. S. 112-154. Berkeley: University of California Press.
- Volkan, V. D. (2000). Großgruppenidentität und auserwähltes Trauma. In: *Psyche* 9/10. S. 931-954.
- Vitiello, G. (2006). *The trauma of perpetrators. Theoretical issues raised by the German case*. Unveröffentl. Manuskript, Vortrag: The third international trauma research net conference: Trauma – stigma and distinction: Social ambivalence in the face of extreme suffering. Organized by the Hamburg Institut für Social Research WWW.traumaresearch.net

- Weilnböck, H. (2001). Psychotraumatologie. Über ein neues Paradigma für Psychotherapie und Kulturwissenschaften. In: www.literaturkritik.de.
http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=4264
- Weilnböck, H. (2002a). „Dann bricht sie in Tränen aus.“ Übertragungen von Trauer-/Abwehr im Text und im ‚Gruppenanalytischen Literaturseminar‘ über Judith Hermanns ‚Hunter-Tompson-Musik‘. In: Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse 22. Themenband: Trauer, S. 241-261.
- Weilnböck, H. (2002b). Die Anwendung der Gruppenanalyse in der Kulturvermittlung. Trauer-/Abwehrarbeit in einer Sitzung des ‚Gruppenanalytischen Literaturseminars‘ über Judith Hermanns ‚Hunter-Tompson-Musik‘. In: Arbeitshefte Gruppenanalyse 28. Themenheft: Kultur und Gruppenanalyse, S. 49-74.
- Weilnböck, H. (2003a). Das ‚Gruppenanalytische Literaturseminar‘. Zur Anwendung der Gruppenanalyse in der Kulturvermittlung. Mit neuen Aspekten zur Interpretation von Heiner Müllers Prosatext ‚Vater‘. In: Gruppenanalyse 1, S. 63-85.
- Weilnböck, H. (2003b). Claude Lanzmanns ‚Shoah‘ und James Molls ‚Die letzten Tage‘. Psychotraumatologische Analysen von Bearbeitungen der Shoah im Film. In: Schmitz, W. (Hrsg.): Erinnerter Shoah - Die Literatur der Überlebenden. The Shoah Remembered - Literature of the Survivors. Leseher. Judentum in Mitteleuropa Bd. 1. Dresden: Thelem. S. 444-494.
- Weilnböck, H. (2004). „[...] dazu passend: Rotwein mit Eierkognak zur Hälfte in einem bauchigen Glas“. Borderline literarische Interaktion und Gewalt am Beispiel von Ernst Jüngers Kriegsschriften. In: Hagestedt, L. (Hrsg.) Ernst Jünger: Politik – Mythos – Kunst. S. 431-445. München: De Gruyter.
- Weilnböck, H. (2005a). „Zur dissoziativen Intellektualität in der ‚Nachkriegszeit‘. Historisch-psychotraumatologische Überlegungen zu Metapher/Metonymie und Assoziation/Dissoziation bei kritischen, neukonservativen und postmodernen Autoren. In: Seidler, G./Eckart, W. (Hrsg.) Verletzte Seelen. Möglichkeiten und Perspektiven einer historischen Traumaforschung. S. 125-203. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Weilnböck, H. (2005b). Psychotrauma, Narration in the Media, and the Literary Public – and the Difficulties of Becoming Interdisciplinary. In: Meister, J.-C. (Hrsg.). Narratology Beyond Literary Criticism (Narratologia 6). S. 239-264. Berlin: De Gruyter.
- Weilnböck, H. (2006a). Auf dem steinigen Weg zur Einlösung eines lange währenden literaturwissenschaftlichen Desiderats: Empirisch-klinisch gestützte Forschung über Literatur und Psychotrauma. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 7(2), Art. 25. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-06/06-2-25-d.htm>.
- Weilnböck, H. (2006b). Kulturwissenschaftliche Traumanalysen der vernünftigen Art. Hannes Frickes Band über Trauma, Literatur und Empathie. In: www.literaturkritik.de.
http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=8797&ausgabe=200601
- Weilnböck, H. (2006c). Psychologische Literaturwissenschaft im inneren Exil. Besprechungssessay zu Jaeggi, E. und Kronberg-Gödde, H. (Hrsg.) (2003). Zwischen den Zeilen. Literarische Werke psychologisch betrachtet. Gießen: Psychosozial-Verlag; Borkenhagen, A. (Hrsg.) (2004). Sisyphus – Jahrbuch Colloquium Psychoanalyse 1. Frankfurt/M.: Sigmund-Freud-Buchhandlung; Jaeggi, E., Gödde, G., Hegener, W. und Möller, H. (2003). Tiefenpsychologie lehren – Tiefenpsychologie lernen. Stuttgart: Klett-Cotta. In: Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse/Freiburger literaturpsychologische Gespräche 25. S. 290-304. Würzburg: Königshausen&Neumann.
- Weilnböck, H. (2007a). „Die Wüste lebt.“ – Transgenerational vermittelte Kriegs-/Beziehungstraumata und das Durcharbeiten in der Literatur der zweiten Generation bei Haruki Murakamis ‚Gefährliche Geliebte‘. In: Psyche März/April 2007. Im Druck.

- Weilnböck, H. (2007b). The Case of Mila. Psycho-trauma research and the empirical study of media and literary interactions. In: Schreier, M. (Hrsg.). Zeitschrift für Medienpsychologie. In Verhandlung.
- Weilnböck, H. (2007c). Zur Nützlichkeit der schönen Künste in der heutigen Zeit: Das ‚Gruppenanalytische Literatur- und Medien-Seminar‘. Ein Verfahren der Kompetenzbildung, Resilienzförderung – und Literaturforschung. In: Hickethier, K. (Hrsg.): Die schönen und die nützlichen Künste. Literatur, Technik und Medien seit der Aufklärung. Festschrift für Harro Segeberg. Im Druck.
- Weilnböck, H. (2007d). Überwindet die qualitative Medien(biografie)-Forschung die surreale Spiegel-Trennwand zwischen Text und Leben? Besprechungs-Essay ausgehend von Lothar Mikos/Claudia Wegener (Hg.): Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch. UVK/UTB-Verlagsgesellschaft, Konstanz 2005. In: Forum Qualitative Sozialforschung, <http://www.qualitative-research.net>. In der Herstellung.
- Weilnböck, H. (2007e). „Das Trauma muss unverfügbar bleiben!“ Trauma-Melancholie und andere Missbräuche des Traumbegriffs in philologischen Diskursen. In: Mittelweg36 (Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung).
- Weilnböck, H. (2007f). „Das ist eine Überschreitung der disziplinären Zuständigkeitsbereiche!“ Zur geisteswissenschaftlichen Abwehr gegen psychologische und handlungstheoretische Ansätze der Kulturforschung. – Ein Votum für die qualitative Erforschung der institutionellen Handlungsmuster und Verfahrensweisen in den Geisteswissenschaften. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal] <http://www.qualitative-research.net>. In Verhandlung.
- Weilnböck, H. (2007g). “I just don’t like psychopathology.” The Inability of the “Geisteswissenschaften” (Philologies/Literary Studies) to Become Interdisciplinary – with Some Thoughts on Narrative Metalepsis and Psychic Dissociation. Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal] <http://www.qualitative-research.net>. In Verhandlung.
- Weilnböck, H. (2007h). Borderline literarische Interaktion am Beispiel der frühen Kriegsschriften Ernst Jüngers. Ansatz und Ausführung einer handlungstheoretischen Literaturinterpretation. Würzburg: Königshausen&Neumann.
- Weinberg, M. (1999). Trauma – Geschichte, Gespenst, Literatur – und Gedächtnis. In: Bronfen, E., Erdle, B. R./Weigel, S. (Hrsg.). Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster (S. 173-206). Köln: Böhlau Verlag.
- Zunshine, L. (2004). Why we Read Fiction. Theory of Mind and the Novel. Columbus: Ohio State University Press.